

# AUFTRAG



222 / DEZEMBER 1995

35. JAHRGANG

- Frau und Mann in der Kirche
- Bundeswehr und Gesellschaft  
„Zum 40jährigen Bestehen der Bundeswehr“  
Justiz: „Soldaten sind Mörder“-Entscheidung des BVG
- Deutschland und seine Nachbarn Tschechien und Polen
- 30 Jahre Apostolat Militaire International – AMI

**GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN**

# INHALT

## FRAU UND MANN IN DER KIRCHE

- Die Hälfte sein – ganz werden (Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz) ..... 3
- „Habt Salz in euch, haltet Frieden untereinander!“ (Mk 9,50) (Jörg Splett) ..... 13

## KIRCHENGESCHICHTE

- „Die Zeit ist erfüllt“ (II) (Johannes Cofalka) ..... 21

## TSCHECHEN UND DEUTSCHE

- Neue alte Nachbarn und alte neue Probleme (Björn F. Schulz) ..... 24

## BUNDESWEHR UND GESELLSCHAFT

- „Zum 40jährigen Bestehen der Bundeswehr“ – Erklärung der GKS ..... 27
- Reaktionen auf die GKS-Erklärung ..... 28
- Justiz: „Soldaten sind Mörder“ keine Beleidigung der Bundeswehr ..... 30
- Bei Schmähkritik keine Abwägung zwischen Meinungsfreiheit und Ehrenschaft – Erläuterungen des BVG ..... 31
- Bundeswehrsoldaten dürfen nicht als Mörder denunziert werden (Bundespräsident Roman Herzog) ..... 33

## LANDMINENPROBLEMATIK

- Gemeinsame Erklärung der Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Verbot von Landminen ..... 37

## NACHBAR POLEN

- Militärseelsorger in der polnischen Armee (Tadeusz Ploski) ..... 40
- Vom Saulus zum Paulus: Polens Generalstabschef Tadeusz Wilecki (Joachim G. Görlich) ..... 41
- „Vieles ist verwirklicht“ – Zum 30. Jahrestag des deutsch-polnischen Briefwechsels (Bischof Ignacy Jez) ..... 42

## EHEMALIGES JUGOSLAWIEN

- Hilfe für Kriegsweisen (Vjekoslav Saravanja) ..... 43

## KIRCHE IN DEUTSCHLAND

- Bischöfe: Gemeinden müssen von einem Priester geleitet werden ..... 45
- Kurzmeldungen ..... 46

## ZENTRALKOMITEE DER DEUTSCHEN KATHOLIKEN (ZdK)

- Berichte aus dem ZdK ..... 49

## AUS DER MILITÄRSEELSORGE

- Militärbischof Johannes Dyba besorgt über Streit um Militärseelsorgevertrag ..... 53

## LESERBRIEFE ..... 37, 54

## APOSTOLAT MILITAIRE INTERNATIONAL (AMI) ..... 55

## AUS DER GKS ..... 64

## PERSONALIA ..... 41, 68

## KURZ NOTIERT ..... 12, 20, 39, 41–44

## TERMINE 1996 ..... 70

## AUTOREN UND BEITRÄGE IN DIESEM AUFTRAG ..... 70

## BUCHBESPRECHUNGEN ..... 71



## FRAU UND MANN IN DER KIRCHE

# Die Hälfte sein – ganz werden,

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Ich werde häufig eingeladen zum Thema „Frau“. Ich habe aber verstanden, daß es hier nicht darum geht die üblichen oder die verhandelbaren Positionen zum Thema Frau aufzudecken“ sondern tatsächlich auch – wenn es einigermaßen gelingt – gleichgewichtig zum neuen Profil auch des Mannes zu sprechen. Dabei wird ein kleiner Überhang in Richtung des Weiblichen sein, aber ich versuche, das Ganze auch in der Tat von der anderen Seite zu fassen.

Die ersten drei Ausführungen betreffen in gewissem Sinne Erinnerung. Denn Erinnerung ist ein zentrales Motiv der Kirche. „Herkunft bleibt Zukunft“, sagt Heidegger – ein phantastisches Wort. Wir können Zukunft nicht diskutieren, wenn wir die Herkunft nicht im Blick haben.

So beginne ich mit etwas eher Ungewohntem, nämlich nicht beim Christentum, sondern kurz, knapp, präzise bei den drei klassischen Spannungsfeldern zwischen Frau und Mann, wie sie innerhalb der Kulturgeschichte bekannt sind. Denn das Christentum liefert keineswegs das einzige Feld der Auseinandersetzung innerhalb der Geschlechterspannung, ganz und gar nicht. Wir haben Teil an einer übergreifenden Diskussion, und diese ist nicht nur im Christentum ungelöst oder in einem Stadium bestimmter Lösungen angelangt, sondern sie ist auch anderwärts ungelöst. Auch in anderen Religionen, anderen Kulturen sind die Spannungsfelder zwischen den Geschlechtern keineswegs aufbefriedet, sondern wir treffen immer auf eine Auseinandersetzung.

An dieser Stelle sind drei der klassischen, von jeder Generation und von jedem Kulturkreis neu zu bearbeitenden Spannungsbögen zwischen Frau und Mann zu nennen. Das Christentum hat sie be-

reits vorgefunden und bearbeitet, und wir stehen an einer Wende, an der wir heute weitere Bearbeitung wünschen

## Drei Spannungsfelder zwischen Frau und Mann.

1. Die These lautet, daß zwischen Frau und Mann Asymmetrie in bezug auf bestimmte Aufgaben vorhanden ist. Asymmetrie ist weder gut noch schlecht; sie ist einfach vorhanden. Asymmetrie soll heißen, daß Frau wie Mann verschiedene Dominanten einnehmen, wobei die Dominanten selber wechseln. Das erste Aufgabenfeld ist die Familie; d.h. wesentlich der Bezug auf die nächste Generation. Hier hat die Frau klassischerweise ihre Dominante. Die Weitergabe des Lebens geschieht entscheidend über die Frau. Mutterschaft wie Vaterschaft sind einander nicht symmetrisch zugeordnet, in keiner der uns bekannten Kulturen; sondern die Mutterschaft hat eine Dominante in bezug auf das Kind, in bezug überhaupt auf alles, was Weitergabe des Lebens, übrigens auch Weitergabe des Ethos und der Sitte bedeutet, und an dieser Stelle ist die Vaterschaft nicht einfach nur „fifty fifty“ zugeordnet, sondern ist von der normalen Kulturgeschichte her wesentlich weniger ausgeprägt. So liegt in der Mutterschaft eine erste klassische Dominante der Frau gegenüber dem Mann. Ich bitte das zuerst zu hören, bevor es später eingeordnet wird, weil das Christentum an dieser Stelle bereits Antwort versucht – eine bestimmte Art des Ausgleichs.

2. Das zweite Spannungsfeld, ungelöst-unlösbar und heute in einer neuen Bearbeitung, ist die

erotische Gegenspannung. Auch hier gilt nicht Symmetrie. Auch hier sind nicht Frau wie Mann in der Vorgabe der Spannung identisch oder gleich. Ich stelle eine These auf; möglicherweise ist sie falsch. Ich stelle sie aber auf.

Die weibliche Vorgabe in der Geschlechterspannung scheint weniger triebhaft strukturiert. Ich behaupte, daß Frauen in der Geschlechtlichkeit eher zu einer erotischen Kultur neigen, d.h. zu einer Indirektheit der Vorgaben; während die männliche Seite an dieser Stelle schneller über die Triebhaftigkeit, schneller über die Aggressivität, auch schneller über das Element der Sexualisierung in die Beziehung eintritt. Mit Erotisierung meine ich aber umgekehrt etwas, was nicht so stark über die Triebbestimmung, sondern über die Anforderungen an den Partner läuft; d.h. also nicht einfachhin nur Triebreaktion oder Genuß meint. Sondern daß Eros als Kultur von Frauen „verwaltet“ wird, daß nämlich der Trieb in Hinblick auf Verlässlichkeit, Zuverlässigkeit, Treue bearbeitet wird. Auch in der erotischen Gegenspannung sind Frau und Mann nicht unter denselben Auspizien angetreten, sondern innerhalb der Beziehung gibt die Frau die „Tonhöhe“ vor. Dagegen spricht wieder vieles. Aber diese Konstellation ist in den alten Geschlechtermythen vorgezeichnet und sollte heute neu bedacht werden. Auch das ist ein Punkt, der von einer weiblichen Kultur her zu bestimmen wäre.

3. Es gibt ein weiteres asymmetrisches Feld, das heute am meisten Angriffe erfährt, das Feld der Außenbeziehung. Dort ist

die klassische Dominante des Mannes. Während die Frau dem inneren Raum, dem Binnenraum zugeordnet ist, also der Familie (der nächsten Generation, aber auch den alten und kranken Mitgliedern der Familie also allem, was Clan, Sippe, Blut ausmacht), ist der Mann in der Außenposition zu seiner Dominante gelangt, nämlich in der Form des Berufes oder dessen, was er als Schutz und Außenmauer für das Innennetz bereitzustellen hat. Die Öffentlichkeit, die politische Arbeit, die gesellschaftliche Arbeit, wesentlich aber auch die wissenschaftliche Arbeit fordert vom Mann einen hohen Selbststand, so etwas wie eine Position und Außendarstellung. Damit beginnt das Thema Amt und öffentliche Macht.

Währenddessen ist die Frau in der eher unsichtbaren Dominante „nach innen“ eingeräumt, damit auch domestiziert. Es ist mir bewußt, daß das bereits klischiert klingt. Dennoch gehen diese drei Spannungsfelder interreligiös und interkulturell von je verschiedenen Machtpositionen oder Dominanten oder asymmetrischen Zuordnungen von Mann wie Frau aus. Zu überprüfen ist das in der Weise, sei es, daß man die alte Kulturgeschichte liest, sei es, daß man in die Dritte Welt fährt, sei es, daß man andere Religionen zur Kenntnis nimmt. Im Islam ist eine Struktur, auf die vieles von dem zutrifft, was gerade asymmetrischen Zuordnung der Geschlechter gesagt wurde, ebenso in der buddhistischen Tradition.

Die weiterführende **These** heißt: Das Christentum hat auf der Basis des Judentums bereits begonnen, diese drei asymmetrischen Zuordnungen zu bearbeiten.

Ich beginne mit dem Judentum als der Wurzel, dem fetten Ölbaum, auf den wir alle aufgepfropft sind. Merkwürdigerweise sind Judentum und Christentum im interreligiösen Vergleich die zwei Formen hochreligiöser Entwicklung, die sich, je länger man sie studiert, in der Tat absetzen von anderen auch hochreligiösen Entwick-

lungen, indem sie diese „natürlichen“ oder natürlich eingefahrenen Zuordnungen der Geschlechter nicht einfach übernehmen, sondern eine religiös begründete Gegenbewegung einleiten. Das beginnt – Ihnen bekannt – in der Genesis 1,28, obwohl das Bekannte immer das Unbekannte ist, wie Hegel sagt. Der Text betont im Unterschied zu anderen religiösen Traditionen die Ebengeburt der Geschlechter, was man nicht sehen kann, denn die Geschlechter sind unterschiedlich, und sie sind vor allem in der Lebenswelt markant voneinander getrennt.

Gen. 1,28 beginnt aber trotzdem mit einer Gleichheitserklärung, die an sich etwas Abstraktes ist: die gleiche Ebengeburt der Geschlechter, die gleiche Rückführung auf denselben Urheber ja, die Selbigkeit in der göttlichen Abstammung.

Wir wissen mittlerweile, daß der Text in Babylon im Exil geschrieben wurde; und zwar in einer Zeit, als Jung-Israel sich den Prozessionen der dortigen Hochreligion anschloß. Religion muß in Prozessionen, in Tänzen, in Gruppenekstasen gefeiert werden. Jung-Israel geht in die Tempel, feiert die Mardukkulte mit, und die Priesterschaft, die die Jugend abdriften sieht, verfaßt den Text: Wenn ihr Gott sehen wollt, dann nicht in den Götzen aus Lehm und Gold in den Tempeln. Wenn ihr Gott sehen wollt, betrachtet das Antlitz von Mann und Frau. Das ist der Hintergrund für den ungeheuren Text. Mann und Frau sind nicht so durchgängig differenziert, wie es aussieht. Sie sind wesentlich desselben Ursprungs.

Dieser Text läuft als Zündschnur und Dynamik durch das Judentum mit. Womit keineswegs gesagt wird, daß die Lebenswelt sich entscheidend ändert.

Ein Nomadenvolk, wie es Israel vor seiner Sesshaftwerdung ist, ist wesentlich angewiesen darauf, daß Frauen in ihrem Bezug auf die nächste Generation verwaltet, „optimiert“ also in ihren Pflichten genau definiert werden und auch psychisch in dieser Hinsicht alles bereitstellen.

Während nun aber im religiösen Selbstverständnis des Volkes der Gedanke der Selbigkeit der Geschlechter greifbar wird an einer

entscheidenden Stelle, verändert Israel bereits das Bild der Mutterschaft. Mutterschaft, wie wir sie aus den alten Kulturen kennen, wird stark unpersonal gefaßt als Ablauf, der erst einmal biologisch bedingt ist. Fruchtbarkeit ist ein großes Numen: Nicht die einzelne Frau gebiert, sondern die Fruchtbarkeit selbst zeugt sich sozusagen in den Frauen aus.

Die entscheidenden Frauen gestalten des Alten Testamentes empfangen vom Geist. Nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Mannes, nicht um die Nachkommenschaft zu sichern, sondern hier gibt es Kinder des Glaubens. Und es sind wenige – es gibt da einen Sohn bei Hanna und einen Sohn bei Sarah und einen Sohn bei Elisabeth. Nun wird Mutterschaft nicht aus Blut, Biologie, zweckhafter Sippenfortpflanzung begriffen, sondern Mutterschaft ist bereits ein Phänomen, das dem Geist zugeordnet, also aus der bloßen Naturverbundenheit abgekoppelt und in Verantwortung, in Eigenstand der Mutter übertragen wird?

In der Zuordnung zum Christentum sind diese Impulse in einem Maße aufgegriffen worden, an die immer nur wieder erinnert werden kann. In der Gestalt Jesu tritt bei unbefangenen Lesen als allererstes eine große „Nonchalance“ ins Auge, Nonchalance im wörtlichen Sinne, d.h. ein Nichterhitzen aber Themen, die für die Zeit wichtig waren, nämlich hierarchische Zuordnungen. Jede alte Gesellschaft ist hierarchisch strukturiert, nämlich z.B. ethnisch differenziert. In jeder alten Stadt kann man Juden von Griechen unterscheiden, einfach kleidungsmäßig. Man kann aber auch „hoch“ und „nieder“ differenzieren. Frauen wie Männer haben eine völlig andere Lebenswelt.

Als Jesus zu wandern beginnt, ist immer neu bestürzend, daß er einen Frauenkreis (wie bei Lukas 8 beschrieben), und den Zwölferkreis mitführt.

Diese Kreise sind zunächst in der Art des Umganges mit Jesus nicht differenziert. Lukas 8 hat ja eine gewisse Spannung geschildert: Im Frauenkreis gibt es Frauen, die den Fischern sozial überlegen sind; Johanna von Chusa z.B. hat nicht nur Geld, sie hat Bildung und ist eine Beamtenfrau, die ih-

ren Mann verläßt um einige Zeit mit jemandem zu wandern. In der soziologischen Schichtung ist der Frauenkreis merkwürdigerweise höher anzusiedeln als der Männerkreis. Ferner: Es gehen unverheiratete und verheiratete Frauen mit. Es gehen ungebildete und gebildete mit; d.h. innerhalb dieser Gruppierungen hat Jesus offensichtlich kein Auslesekriterium, außer dem: „Wer Ohren hat zu hören, der höre“. Das scheint das einzige Kriterium zu sein. Man muß weder studiert haben, noch einer bestimmten Gruppe angehören; man muß nicht dies und jenes leisten, sondern man muß Offenheit beweisen.

An dieser Stelle setzt die große Gleichgültigkeit, d.h. die gleiche Gültigkeit des Zuhörens ein, die Jesus fordert. Die Evangelien unterstreichen das immer wieder neu. Im übrigen ist das Johannes-evangelium dasjenige, das die „nonchalante“ Beziehung Jesu zu Frauen wie Männern auf eine spezifische Weise unterstreicht, indem sowohl die Randgruppen, wie möglicherweise feindliche Gruppen wie die Pharisäer ins Gespräch mit Jesus gebracht werden. Wesentlich sind besonders die Gespräche mit Frauen: am Jakobsbrunnen oder das Martha-bekenntnis. Jesus neigt nicht einfach zu einem „caritativen“ Bezug auf diese Gruppen indem er ihnen Gutes tut, sie heilt, sondern sie werden ins Gespräch gezogen und es gibt Gespräche hochtheologischen Inhalts. Am Jakobsbrunnen ist das eine. Und das zweite: Obwohl auch Petrus sein Bekenntnis ablegt, formuliert Martha bei Johannes dasselbe. Hier wird griffig, was für das Christentum nun wirklich ein Unterscheidungsmerkmal wird: Daß tatsächlich das offene Ohr, unabhängig von der Zugehörigkeit zum normalen gesellschaftlichen Leben, das einzige Zugehörigkeitskriterium sei.

An dieser Stelle eine zweite Bemerkung.

Dennoch gibt es Unterschiede, und das ist genau der Punkt, den ich später noch etwas deutlicher aufgreife. Der Zwölferkreis ist ein definierter Kreis, im Unterschied zum Frauenkreis. Er ist definiert zum einen dadurch, daß er von Jesus immer neu in bestimmten Situationen herangezogen wird, wo

hung zum Frauenkreis, gerade zu den Frauen in Bethanien, den Freundinnen Jesu – wenn ich das so ausdrücken kann –, in eine persönliche Beziehung mündet. Dort ist er Gast, dort ist er geliebt, unterstützt. Aber es konstituiert sich nicht etwas, indem Jesus ihnen als den Frauen etwas überträgt, sondern hier ist jetzt tatsächlich eine Differenz einzutragen, die sich dann in der Amtsfrage fortsetzt – ich möchte das hier schon betonen.

In der Gestalt Jesu klärt sich etwas, was im Genesistext beginnt, nämlich die Ungültigkeit bzw. zweitrangige Gültigkeit

*„... der Ölbaum,  
auf den wir alle  
aufgepfropft sind.“*

(Grafik: Rudolf Hensch 1995)



tigkeit der normalen Differenzierung der Geschlechter. Die Geschlechterzuweisungen sind in der Art, wie Jesus mit Frauen wie Männern umgeht in ihrer Stereotypie, bereits durchbrochen. Er hat weder die Ehe gestützt, noch die Mutterschaft; er hat beide aber auch nicht abgeschafft. Er nimmt eben jeden mit, der kommt,

unabhängig von diesen Zuordnungen. Und er nimmt jeden auch unabhängig von den klassischen Kanalisierungen seiner Gesellschaft in seine Kreise auf.

An dieser Stelle setzt ein, was das Christentum aus den anderen Religionen hinauskatapultiert. (Es ist immer schön, neu an diese Herkunft zu erinnern).

Die Urgemeinde, so wie wir sie kennen, vor allem aus den Paulusbriefen, aber auch aus der Apostelgeschichte, ist mit derselben Nonchalance, mit derselben Unerhitz-

die anderen nicht erwähnt sind. Er ist definiert dadurch und damit kommen wir bereits an ein entscheidendes Problem –, daß der Abendmahlssaal am Gründonnerstagabend von diesen Zwölfen definitiv nach dem Wunsche Jesu besetzt ist und die Frauen hier nicht genannt sind.

Es scheint, daß der Zwölferkreis in der Tat als konstituierter Kreis – also mit einer ganz gewissen Ausstattung, die ihm dann auch übertragen wird – von Jesus berufen wird. Während die Bezie-

heit an die Gemeindebildung herangegangen. Am Ende des Römerbriefes grüßt Paulus seine Freundinnen, so die Diakonin Phoebe, aber auch Gemeindeleiterinnen (Gemeindeleiterinnen sind nicht Vorsteherinnen von Eucharistiefeiern, wir haben kein Zeugnis dieser Art von den uns bekannten Gemeinden. Aber Gemeindeleiterinnen als solche gibt es, die in eine Verantwortung für die Ortskirche übergehen, die offene organisatorische Funktionen wahrnehmen).

In der internen Strukturierung sind Frauen mit einer hohen Akzeptanz innerhalb einer Ungültigkeitserklärung. Bei den Gemeinden gilt das alles nicht, was man sonst beobachtet. In die Gestalt der frühen Kirche geht der große Satz ein, der einzigartige Satz Gal 3,28, der in der Spätantike von niemandem sonst formuliert wird. Es ist die Absetzung des Unterschiedes, die Paulus hier vollzieht, nicht mehr die Welt der Unterschiede, die so handgreiflich ist. Die Handgreiflichkeiten gelten nicht mehr. „Es ist nicht Sklave, nicht Freier, es ist nicht Jude, nicht Grieche, es ist nicht Mann, nicht Frau. Die Begründung ist religiös: „Ihr seid eins in Christus.“ Sokrates hat so etwas nicht formuliert, keiner der griechischen Weisen hätte so etwas formulieren können denn Menschlichkeit wird als gemeinsamer Besitz aller Geborenen erstmalig einzigartig über das Christentum denkmöglich. Das ist immer wieder neu zu erinnern.

Wir haben von Sokrates Definitionen der Menschlichkeit, die heute noch gültig sind, nämlich Selbstbesitz, Freiheit, *Verfügung* über sich, Unversehrtheit. Das gilt für eine Handvoll Menschen, aber keineswegs für jeden. Ein Handwerker ist kein Mensch, sondern ein Banause im wörtlichen Sinne. Ein Sklave ist nie ein Mensch gewesen, wird auch keiner werden. Eine Frau ist kein Mensch, ein Kind ist noch kein Mensch. Menschlichkeit gilt für eine Handvoll Besitzender und Nichtarbeiter in Athen; aber Griechenland ist nicht in der Lage, das quer über die Unterschiede hinweg zu formulieren. Aber das Christentum ist in der Lage, und das ist immer Sprengsatz, der seit Paulus eingebaut ist in das, was wir Abendland

nennen: daß auch der Sklave ein Mensch ist, daß alles ein Mensch ist, was ein Antlitz trägt. Und an dieser Stelle steht das ungeheure Plus, aus dem wir kommen. Dieses Dynamit läuft quer durch die europäische Geistesgeschichte mit. Und die Tragik der Geistesgeschichte besteht darin, daß Begriffe wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit (Solidarität sagt man heute) in der Aufklärung sozusagen aus dem ursprünglichen Buch gerissen wurden und mit einem atheistischen Impuls versehen nun in die politische und gesellschaftliche Gestaltung, in die Öffentlichkeitswirksamkeit eingetragen werden. So kommt es zum Verdacht, daß die Mutter das, was sie eigentlich formuliert hat, gar nicht einlöst, und daß das jetzt von den Kindern eingeklagt wird und als Anspruch gegen die eigene Herkunft formuliert wird. Die Kirche habe es nicht geschafft, das Christentum habe es nicht geschafft, diesen Anspruch der Gleichen und Freien aus dem bloß religiösen Bezug endgültig einzutragen in die offene partnerschaftliche Gesellschaft. Ich habe aber jetzt vorgegriffen.

Ich möchte das bündeln, indem ich auf etwas hinweise, was bereits für unsere Profilsuche wichtig wird.

Wir haben innerhalb der Kirchengeschichte bemerkenswerte, halbvergessene, und teilweise sogar überhaupt nicht mehr bewußte Anläufe, eine solche Gesellschaft der Gleichen und Freien zu strukturieren; und es ist gut, wenn wir nicht glauben, wir seien die ersten heute damit, sei es aus modischen Gründen, sei es aus Arroganz etwas zu fordern, was die „Altvorden“ überhaupt noch nie verstanden hätten.

Ich denke vielmehr, daß unsere heutige Problematik wesentlich vom 19. Jahrhundert kommt und daß das ein „Kerbenjahrhundert“ für uns ist, und wir es kaum schaffen, über diese „Kerbe“ und Verengung des 19. Jahrhunderts nach rückwärts den Blick zu öffnen, denn die Gesamttradition der Kirche verwahrt Schatzkammern, in denen die Historiker einigermaßen aus und ein gehen, wo aber das Bewußtsein der Gläubigen nicht zu Hause ist. Es gibt dort die große Frauentradition wie die große Männertradition der Kirche.

So ist innerhalb der mittelalterlichen Regulierung etwas erprobt worden, woran Sie vielleicht nie gedacht haben.

In den großen Ordensbewegungen ist etwas gelungen, was heute anderwärts eingeklagt wird, weil es eben nicht gelungen ist. Wir haben in der Ordenstradition ein Modell des vollständigen, gleichwertigen, chancengleichen Lebens von Frauen- wie von Männerexistenz. Die frühe Kirche hatte es bereits geschafft, Frauen wie Männer aus den genannten klassischen Zuordnungen in diese und jene Dominanten wesentlich zu lösen. Sie hat nicht nur die Frau befreit, sie hat auch den Mann befreit. Sie hat die Frau z.B. (um die drei klassischen Felder aufzurufen) nicht mehr notwendig auf Mutterschaft zugeordnet, obwohl sie die Mutterschaft an anderer Stelle wieder stützt, sondern sie setzt die Frau erstmals in einem großen historischen Versuch frei von der Zuordnung zur nächsten Generation. Das gibt es religiös kaum an einer anderen Stelle, daß Frauen im Selbststand, in der Selbstorganisation, in der Selbstgestaltung ihres Lebens sich zusammenschließen, wie es heute noch in Frauenorden überlebt. Die mittelalterliche Frauengeschichte hat an dieser Stelle ihre große Freiheitsgeschichte. Wir tun gut daran, dieses ausgetrocknete Bachbett unserer eigenen Herkunft einmal wieder mit Wasser zu füllen.

Auf der anderen Seite wird das erotische Verhältnis von Mann wie Frau befreit. Ein schwieriges Kapitel, wie die jeweilige Geschlechterspannung im Grunde genommen aus der eigentlichen Kampfsituation zu lösen ist. Hier liegen die Anleitungen – keineswegs explosiv, aber immer auch paradox formuliert – zu einer Organisation des Geschlechtslebens jedenfalls in der Monogamie. Es hat lange gebraucht, das durchzusetzen.

Zum anderen wird die Möglichkeit entfaltet, überhaupt nicht zu heiraten, was immer komplementär zu verstehen ist. Nur wer allein bleiben könnte, dürfte eigentlich heiraten; und es dürfte auch nur jemand heiraten, der eigentlich allein bleiben könnte.

Das Machtproblem, d.h. daß die Dominante des Mannes in der öffentlichen Verantwortung und öf-

fentlichen Sichtbarkeit, im Funktionsverhalten, in der Verwaltung, in der Letztverantwortung für eine Struktur steht, ist interessanterweise auch in der Kirche immer schon gegenläufig gelesen worden.

In dem Augenblick, als der Zwölferkreis im Abendmahlssaal in seine spezifische Funktion eingesetzt wird, geht ein Akt voraus, der das Ganze bereits beleuchtet, nämlich die Fußwaschung. Und von dorthier ist auch die männliche Dominante, also die Wahrnehmung der Außenposition, der öffentlichen Verantwortung, bereits mit einem Akzent besetzt, den die Kirche sehr wohl begriffen hat: „Wer der erste unter euch sein will, der stelle sich ganz hinten an.“ Das meint die Umkehrung des Machtproblems in ein Dienstproblem. „Servus servorum“, das ist kein bloßes Wort, es ist ein Verständnis.

Auch an dieser Stelle wird christlich etwas freigesetzt. Es ist dort jedenfalls der Mann gezwungen, die alten Dominanten zu transformieren. So ist durch das Beispiel Jesu bereits auch hier eine Entlastung erfolgt. Macht wäre wesentlich Dienst. Wie kann man Dienst leben? Wir haben das große Beispiel, das einzig historisch auffällige Beispiel, daß Frauen- wie Männerorden in einer völligen Gleichstrukturierung der Ordnung“ in der jeweiligen Lebenswelt dasselbe mit Selbstverständlichkeit leben. Männerorden sind ja nicht wesentlich bereits Priesterorden, sondern man müßte zunächst von der Bruderorganisation und Schwesternorganisation ausgehen. Und hier scheint mir etwas gelungen, was noch nicht ausreichend bearbeitet ist: Daß gerade in der Ordensstruktur das Mittelalter eine wirkliche Gleichheit und Freiheit der Lebensformen, und zwar ohne Differenzierung und ohne Hierarchisierung vorgibt.

Etwas anderes ist auch vergessen, Birgida, eine der Ordensgründerinnen, hat Doppelklöster gegründet. Gemeinsames Leben in getrennten Häusern, aber gemeinsame gottesdienstliche Formen, gemeinsame Regeln, und zwar mit dem Vorschlag und der Anweisung, an die Spitze dieser Doppelorganisation eine Frau zu setzen, die Äbtissin, und zwar aufgrund eines schlichten psychologischen

Hintergrundes, weil Frauen stärker Gemeinschaft bilden und insofern besser in der diplomatischen Koordination und Integration trainiert sind.

An dieser Stelle wird klar, daß die Kirchengeschichte Verschiedenes versucht hat, um eben in dieser Freisetzung der klassischen Geschlechterpolaritäten Wege zu suchen, in denen die Polaritäten nicht negiert sind, aber in denen eine wesentliche Annäherung, ein Überspringen sozusagen dieser naturgegebenen oder fast naturrechtlich verstandenen Positionen der Fall ist. Es ist also nicht etwas, was erst seit kurzem ein Problem ist, sondern es sind wesentliche Felder, die bereits erprobt sind.

An dieser Stelle komme ich zu meinem dritten Punkt, und der ist komplex. Wir tasten uns an die Frage heran, die wir als Hauptproblem vor uns haben, nämlich daß auch im Christentum die Asymmetrie der Geschlechter gelebt wird, daß sie religiös gestützt wird; und das ist eine Gegenläufigkeit zu dem, was ich bisher gesagt habe. Und es ist die Frage, wie sich das miteinander verträgt.

Wir haben eine intensive und übrigens vergessene – oder vielfach bewußtseinsmäßig nicht so präsente Position im Christentum hervorgehoben, daß es – wenn ich das richtig sehe – fast die einzige religiöse Fundierung ist, in der so etwas wie eine Annäherung des handgreiflich Unterschiedlichen stattfindet: die Freisetzung der Frau von ihren Dominanten, aber auch die Freisetzung des Mannes aus seinem Dominanten.

Ich muß noch etwas nachtragen.

Ich habe gesagt, daß die Frauenklöster sozusagen wesentliche Freiheitsübungen machen. Hildegard gehört hinzu aber es gehören vor allem übrigens die großen Zisterzienserinnen hinzu und die mystische Tradition, die das auch mit großer Intensität vertrat.

Die Zisterzienser als die damalige „Powergroup“ – also die eigentlichen intellektuellen Blitzlichter der damaligen Gesellschaft – werden mit Bernhard von Clairvaux interessanterweise etwas üben, das auch zur Freisetzung jetzt des Männlichen gehört. Bernhard sagt: Wenn der Abt wirklich ein Kloster leiten will, dann darf er das

nicht als Mann, sondern der Abt muß die Mutter seiner Mönche sein.

Das ist wieder typisch für das Christentum in einem positiven Sinne: daß die normal kanalisierte Zuordnung des Mannes eine Gegenpoligkeit einzunehmen habe: er muß nämlich Güte haben, verzeihen, zuhören können, das wird Bernhard deutlich sagen. Der Abt, der nicht zuhören kann, wird es nicht schaffen. Er wirkt also nicht einfach über die Befehlsstruktur, sondern über das Charisma der Einfühlung, also über das mütterliche Charisma.

Jetzt bin ich beim dritten und schwierigen Punkt. Aus diesem Spannungsfeld kommen wir: auch das Christentum wird die Asymmetrie der Geschlechter stützen. Das ist ein Widerspruch zum Bisherigen. Ich möchte ihn aufhellen. Und in der Aufhellung des Widerspruches wird deutlich, daß genau am selben Widerspruch unsere heutige Problematik steht.

Bei aller Annäherung der Gegenpoligkeit, die in die Geschlechteraufgaben eingeschrieben wird, bleibt sich gleich, daß nicht die Beziehung der Frau zum Kind, die erotisch unterschiedlichen Vorgaben der Geschlechter, letztlich die Außendominanz des Mannes auch in der abendländischen Geschichte nicht verschwindet. Bei allen Gleichheitsmomenten bleibt zugleich etwas so, wie es ist. Ein merkwürdiger Punkt.

Das Christentum hatte in der Ausbreitung auch immer neue Einflüsse zu bearbeiten. So wirkt zum einen der griechisch-römische Boden, den wir haben; der ist an dieser Stelle eindeutig.

Etwas weniger bewußt ist, daß über die Germanenmissionierung und die Sklavenmissionierung auch matriachale Gesichtspunkte ins Christentum einfließen. Bis in die Rechtsstruktur hinein gibt es einige Reminiszenzen dieser Art; d.h. das Christentum ist nicht in der Retorte geboren, sondern es greift auf die vorhandene Lebenswelt zu, transportiert sie, und an dieser Stelle hat es auch die Asymmetrie der Geschlechterzuordnung übernommen, im Guten wie im Schlechten.

Ich beginne mit der Problematik, d.h. mit dem, was heute negativ empfunden wird.



Liest man die Ehebüchlein, greift man auf einen spezifischen Punkt zu. Zur Zeit Teresas in Spanien wird eindeutig, aber keineswegs nur im 16. Jahrhundert, formuliert: Daß in der ehelichen Zuordnung der Mann eindeutig als der Übergeordnete begriffen wird. Es heißt konkret, daß der Mann als Züchtiger seiner Frau wirkt, als ihr Züchtiger, der das Recht hat, ihre Erziehung einzig in die Hand zu nehmen, der sie nach seinem Willen und zwar deutlich auch religiös motiviertem Willen, zu „bearbeiten“ habe. Er ist der Besitzer von Frau, Kind, Eigentum, Ochs, Esel, Land – was auch immer. Also bis in die Rechtsstruktur hinein ist die Frau hier unmündig und des Mannes Mündel, was überhaupt nicht problematisiert empfunden wird. Und hier ist natürlich von einer Auflösung des ungleichen Verhältnisses überhaupt nicht die Rede.

Die Neuzeit hat eine spezifische Maskulinisierung des gesamten Geschlechterverhältnisses gebracht. Eher in der Regel unfreiwillig, z.B. in der Reformation vollständig unbeabsichtigt, aber in der Tat zum einen schon durch die Aufhebung der Orden, zum anderen aber durch die Erklärung der Ehe zu einem weltlich Ding“. Damit wird Ehe etwas, was letztlich nur unter den Rechtsformulierungen der damaligen Zeit begriffen wird, denn der Heiligkeitsscharakter der Zuordnung in der Ehe fällt zunächst einmal aus. Unbeschadet dessen hat aber auch die katholische Kirche im Gefüge der Laien also für die Beziehung der getauften Frau zum getauften Mann deutlich ein Unter- und Überordnungsmodell übernommen und auch nicht problematisiert.

Das Ganze hat sich im 19. Jahrhundert – auch kulturell – verdichtet. Wenn Sie sich an das viktorianische Frauenideal erinnern, das seinerseits wieder christlich gestützt wurde und sozusagen als Non plus ultra einer Geschlechterbeziehung galt, so gelangt man zu dem griffigen Wort, die Frau sei der Efeu, der sich um die männliche Eiche ranke und mit ihr den Stürmen trotze.

Ich zitiere damit den Aufklärer Johann Heinrich Campe der fortfährt: 'Ohne sie ein niedriges Gesträuch, das von den Füßen der

Vorbeigehenden zertreten wird und sich nicht in die Lüfte erheben könnte'. D.h. die Frau ist auf den Mann angewiesen, der Mann aber nicht auf die Frau. Dazu kommt eine Idealisierung der Frau, die vorgetragen wird in der Weise, als würde sie der Frau das Beste zuschreiben: das Gemälde auf Goldgrund, das Wesen, das aus Schönheit, Anmut, Herzensgefühl bestünde, das man vor den Stürmen der rauhen Wirklichkeit zu schützen habe (Schiller). Die große deutsche Geistesgeschichte seit der Aufklärung räumt die Frau in die Nische des Zarten, Verletzlichen, dem Leben letztlich nicht Gewachsenen ein. Selbst Kant sagte, man müsse dem Frauenzimmer keine Bildung vermitteln, man müsse ihm vielmehr die Gestirne am Himmel zeigen und es werde in Tränen ausbrechen. Das ist genau der Gegenpol zum Mann, denn dem Mann sei über das Universitätsstudium Astronomie beizubringen, wobei er allerdings nie weint. Kant hält das Gefühl für die überlegene Position der Frau. Also ist sie zu dem fähig, was der Mann bei allem Studium nicht empfindet; aber wohin führt das Ganze?

Damit bin ich bei einer Polarisierung, die die letztliche Irrealisierung aber zugleich natürlich Schutzbedürftigkeit, Einräumungsbedürftigkeit der dem Leben hilflos ausgelieferten Frau zeigt. Hinzukommt, daß die Frau wesentlich gar kein Leibverhältnis mehr hat, sie ist Trägerin eines Ideals der Reinheit, die über allen Wassern schwebt. Das viktorianische England gab seinen höheren Töchtern einen Ratschlag mit für die Hochzeitsnacht. Wenn es zu einem Akt käme, der überhaupt unbenennbar sei, hieß der einzige Ratschlag: „Beiß die Zähne zusammen und denk an England.“

An dieser Stelle ist die Entleiblichung, die Entkonkretisierung, man muß auch sagen: die Entindividualisierung, Entpersönlichung, Entmündigung der Frau bis zu einem Non plus ultra getrieben worden, noch immer unter dem Vorwand, sie damit besonders auszuzeichnen.

Und es ist wiederum die Tragik, daß dieses viktorianische Frauenbild über die Sexrevolutionen der 60er Jahre völlig abgestreift wurde. Und es scheint, als würde das

Christentum die letzte merkwürdige Erbin dieser Traditionen sein und nun etwas stützen, was wohl nicht mehr zu vertreten sei. Hier möchte ich noch etwas zur Diskussion stellen, bevor ich in die Profilfrage gehe. Das Christentum hat an dieser Stelle sozusagen unfreiwillig eine Erbschaft angetreten, aus einer noch hochpolarisierten Gegensätzlichkeit der Geschlechter, die der eigenen Tradition nicht genau entspricht.

Die Kirche darf aber keineswegs nur als Erbin einer solchen verfehlten viktorianischen Problematik angesehen werden. Auf der anderen Seite, das wird uns begleiten, geht es genau um ein Problem, das heute die liberale Frauenbewegung mit sich schleppt. Daß nämlich bei allen Annäherungen, Gleichheitserklärungen und dem Gleichheitsverständnis derselben Menschlichkeit der Geschlechter die Lebenswelt von Männern wie Frauen nach wie vor notgedrungen differenziert, unterschiedlich und – nochmals – auch asymmetrisch besetzt ist. Die Frage läuft darauf hinaus: Ist es ein Unglück, ein Geschlecht zu haben, oder ist es letztlich ein Glück? Könnte es gelingen, die Asymmetrie ihrer Unterordnung zu entkleiden, mich aber als Frau dabei nicht zu neutralisieren und auch nicht als Mann zu neutralisieren? Die heutige Töchtergeneration bemängelt an der Mütter- und Großmuttergeneration, die über die Schule von Simone de Beauvoir kamen, daß dort die Frau im wesentlichen ihr Frausein abgeben mußte. De Beauvoir hat auf eine Verweigerung des Uterus hingewirkt. Wer Kinder hat, sitzt sozusagen in der alten Falle. So wird eine Neutralisierung der Leiblichkeit und eine Maskulinisierung der Geistigkeit der Frau vorgeschlagen. Wo bin ich jetzt noch feminin? Ich muß entweder ins Neutrum wechseln oder ins Maskuline, erst dann bin ich sozusagen feminin akzeptabel. Diese Antwort ist offenkundig einseitig. Wo gibt es eine Asymmetrie, in der ich nicht degradiert werde, wobei die Überposition selber ein Fluch ist? Das ist schon in der Genesis ausgesprochen. Wo wird eine Asymmetrie gewahrt, aber als Glück des Unterschieds gelebt?

Möglicherweise hat die Kirche hier auch instinktiv auf Asymme-



trie gesetzt. Sie hat es aber nicht geschafft die Asymmetrie ihres vor- und nachgeordneten Zustandes wesentlich zu entkleiden. Sie hofft sozusagen darauf, daß das von sich aus geschieht; es passiert aber nicht. Und an *dieser* Stelle würde die heutige französische Forderung neu zu erörtern sein: 'Vive la difference'!

Kann man den Unterschied leben, und zwar als Glück und nicht als Beschädigung?

Wir haben ein Erbe hohen Anspruchs, in dem die normale Geschlechterkanalisierung bereits jüdisch-christlich wesentlich angefragt ist. Der Mann muß weibliche Positionen mitentwickeln; die Frau wird männliche Positionen mitentwickeln. Das ist bereits eine längst laufende Verschiebung, die das Christentum mit angestoßen hat.

Die Lebenswelt, über die Biologie bis in die Psyche bis in die faktischen Verhältnisse hinein, wird einen Unterschied von Frau wie Mann nie aufheben. Es wäre sogar sehr merkwürdig, wenn ich mich in ein Neutrum verwandeln müßte. Kann aber der bleibende Unterschied so gelebt werden, daß er letztlich nicht zum Schaden, sondern zur Befruchtung und zur gegenseitigen Ergänzung ausschlägt? Die Kirche hat sich hier eher instinkthaft verhalten, aber kaum theoretische Lösungsvorschläge entwickelt und auch praktisch eigentlich alles beim schönen Alten gelassen.

Zum neuen Profil der Getauften zwei Unterpunkte. Der erste betrifft den ganz normalen Mann und die ganz normale Frau außerhalb von Funktion und Amt in der Kirche, d.h. schlechthin die Getauften. Auch an dieser Stelle ist neues Profil zu entwickeln.

Und der zweite Punkt betrifft die Amtsfrage.

Ich beginne bei dem ersten. Im Zusammenleben der Geschlechter tut es Not, an den Grundsatz der Kirche zu erinnern – an jenen Grundsatz, der mit der Taufe selbstverständlich gegeben wäre und immer neu selbstverständlich vergessen wird. Er läßt sich mit Caterina von Siena formulieren, die ein wunderschönes Bild hat. Wenn es festgehalten wird, ist das Selbstwertgefühl an der Stelle, an der es hingehört.

Die Kirche ist nach Caterina ein Haus, in dessen Innersten ein Raum sei, in dem eine Quelle entspringe. Sie nennt es die Geburtsmitte der Kirche, den Geburtsraum. Die Kirche ist Mutter, dort gebärt sie. Dieser Raum mit der Quelle ist der Raum der Taufe. Es ist das Fruchtwasser des Uterus. Caterina nutzt das phantastische Bild, indem sie sagt: Das ist der Raum, in dem die Kirche alle als Schaf, als Kind und als Herde gebärt. Eine Mutter hat aber nur gleiche Kinder; nämlich nicht Kinder, die schon von ihrer Seite her besser begabt, besser geliebt, besser ausgesondert sind, sondern Kindschaft heißt, Kindschaft gleicher Art. Unterstrichen wird dies dadurch, daß Caterina getadelt wurde, sie hätte sich als Illitteratin und Färberstochter, die nur im toskanischen Dialekt schreibe, angemaßt, dem Papst in massiven Worten die Rückkehr aus Avignon vorzuschlagen. Caterina sagt den Satz – und das ist glasklar –: „Ich habe nicht als Schaf den Hirten belehrt; das kann ich nicht. Ich habe als Schaf das Schaf belehrt.“

Der Satz ist theologisch so klar, daß man sich ihn immer so vor Augen halten kann. Es gibt das genuine Mitspracherecht eines jeden Getauften und Gefirmten in der Kirche. Die Taufe ist das Ursakrament, wie das letzte Konzil hervorhebt. Und Caterina hat natürlich, da sie alles verstand, an dieser Stelle Paulus verstanden. Dieser Geburtsraum in der Mitte der Kirche ist der Raum der Gleichen und Freien. Hier gibt es noch nicht Vor- und Nachordnung.

Die Kirche hat freilich mehrere Räume; und in einem anderen Raum wird die Hierarchie gebildet, und das ist nicht minder wichtig. Dennoch ist es aber ein zweiter Raum, und nicht schon bei der Geburt wird geschieden. Auch die Hirten sind zunächst Lamm. Und an dieser erstrangigen Stelle der Freien und Gleichen steht das Selbstwertgefühl, das für die Profilbildung benötigt wird.

Wer etwas verstanden hat am Gesamtorganismus einfach kraft dessen, daß er von derselben Mutter aller geboren ist, hat jede Möglichkeit, mit jedem zu kooperieren. Das ist genau das Element der Geistbegabtheit, die kein Oben und Unten kennt, sondern ein

Oben und Innen. Je tiefer jemand „innen“ ist, desto deutlicher kann er sich für alle artikulieren. Hier geht es nicht um modische oder arrogante oder besonders intellektuelle Probleme, sondern es geht darum, daß auch eine Illiteratin oder ein Bettler an dieser „inneren“ Stelle dieselbe Möglichkeit zum Gesamtverständnis hat. Wo wird innerhalb der Kirche dieses Selbstverständnis – nochmals: nicht die Arroganz –, vielmehr die richtige Einordnung und Zuordnung der Gleichen und der Freien umgesetzt? Innerhalb der Laien-Dienste hat erstrangig zu greifen, daß jeder und jede an dieser Stelle in der wirklich jede Möglichkeit, jede Tätigkeit der Förderung der Kirche zu übernehmen hat. Hier gibt es überhaupt keine Schwierigkeit, Positionen erst einmal von der Sachfrage her zu bestimmen. Also nicht zu fragen, ob da ein Mann hingehört oder eine Frau. An dieser Stelle sind wir längst in einem Anlauf, den das Konzil angeschoben hat. Auf der Laienebene gilt in der Tat das Prinzip der Gleichen und der Freien. Wo denn sonst? Schaffen wir es als Frauen, an dieser Stelle noch ein frauliches Profil einzutragen, und als Männer ein männliches Profil? Was soll das heißen?

Man kann lange darüber streiten, ob Frauen als Frauen geboren werden, psychisch gesehen. Aber eines kann man aus der Kulturgeschichte entnehmen. Frauen sind sehr lange zum Umgang mit schwächerem Leben profiliert worden. Das mag als Last gelesen werden; es ist aber auch Gabe. Und die frauliche Begabung in der Kirche besteht auch in der Wahrnehmung dieses Charismas. Die Wahrnehmung des Charismas meint die Fähigkeit, sich einzusetzen für, wahrzunehmen für, Mund zu sein für die, die nicht sprechen. Für das Leben, das sich nicht mehr artikulieren kann, das seinen Sinn oder Wert immer noch einmal beweisen muß – das gilt es unbewiesen in die eigene Sorge zu nehmen.

Für die männliche Profilierung läßt sich sagen, daß der Mann in einer langen kulturgeschichtlichen Tradition zum Selbstand, zur eigenen Vertretung, möglicherweise auch zur Großorganisation befähigt ist, oder erzogen worden ist. Sofern ein Mann das kann, soll er

das leben – ohne sich als Macho de-struieren lassen zu müssen.

Zugleich ist es notwendig, daß wir nicht nur aus dem kulturge-schichtlich Geübten, also dem Ei-genbesitz kommen, sondern dar-auf achten, sogar dazu erziehen müssen, daß genau das stattfindet, was im Charisma des Mittragens zum Ausdruck kommt. Dies ist das eigentlich mütterliche Charisma. Und es ist entscheidend, daß die Frau dieses Mütterliche nicht nur als Hingabe übt, denn Hingabe neigt zur Preisgabe – und an dieser Stelle sind die Abschüssigkeiten geöffnet. Sondern daß es im kirch-lichen Bewußtsein klar sein muß: Wenn eine Stärke stark bleiben will, muß sie zugleich die Gegenpo-sition üben. D.h. daß zur Hingabe im Laienraum zugleich auch die Erziehung zum Selbststand, zur Ei-genverantwortung, zur Organisa-tion kommt.

Daß umgekehrt die männliche Dominante, also die Möglichkeit zu strukturieren, zu rationalisieren, in der Zusammenarbeit dahin ge-führt wird, nicht nur Gesellschaft zu bilden, sondern Gemeinschaft zu schaffen. Das heißt genau jene Töne einzuführen, die Sinnho-rizont bedeuten, ein Sich-Küm-mern-Um, wesentlich also das, was Dienst heißt: die Füße der anderen zu waschen, bevor man Entsch-eidungen trifft. Mit der Fußwa-schung wird ein Austausch der Po-sitionen geübt. Und zwar nicht, um das Ganze zu neutralisieren und zu verschleifen, sondern der Grund-satz heißt erneut: Wenn eine aner-zogene Stärke stark bleiben will, dann muß sie sich am Gegenteil abstützen. Wenn ich Stärke nur auslebe, dann wird sie zur Über-stärke und kann letztlich selber nicht mehr in der Hand gehalten werden.

Wenn Frauen so etwas wie frau-liche Dominanten mitbringen, dann sind sie gehalten, diese soge-nannten Dominanten in der gegen-teiligen Bewegung noch einmal zu kontrollieren, wesentlich damit eben in der Hand zu behalten. D.h. Hingabe bleibt nur Hingabe in dem Moment, wo sie auf wie Selbststand abhebt.

Und umgekehrt: Wo ein Selbst-stand des Mannes und ein langes Training solchen Eigenseins ver-mutet wird, ist genau dieser Selbststand noch einmal im Sinne

von Bernhard von Clairvaux zu vermütterlichen. Das meint die Eigenposition noch einmal in Fremdposition umdenken.

Ich denke, hier gibt es viele Berufsfelder in der Kirche. Zu üben ist das Umpolen auch von Leitungsfunktionen, die normaler-weise in der Tat geschichtlich be-dingt ein Mann innehat; solche Funktionen sind heute bewußt auch mit Frauen zu besetzen. Wo-bei die Leitungsposition übrigens auch bewußtseinsmäßig umbe-setzt gehört. D.h. es geht nicht dar-um, daß jemand das oberste Sagen hat, sondern daß überhaupt die Disposition, die Verfügung über oben und unten immer neu proble-matisiert wird. „Oben“ ist nicht automatisch die Leitungsposition. „Oben“ ist die Haltung in der Fuß-waschung. Damit das immer neu bewußt wird, sollte man die Berufe genauer immer neu daraufhin ori-entieren.

Auf der Laienebene scheinen sich solche Kooperationen und Profile – mindestens der Chance oder der Möglichkeit nach – deut-licher auszuarbeiten. Wobei Part-nerschaft auch nur die eine Seite wäre. Partnerschaft wäre so anzu-legen, daß ich wesentlich meine ei-genen Gaben als Frau oder als Mann leben darf. Auch hier bräuchte niemand ein Neutrum in der Partnerschaft sein. Ich glaube, daß hier auch das Element der Zu-stimmung zur Mutterschaft liegt. Die weibliche Kultur der Erotik, gehört ebenfalls hierhin. Und der Umgang mit Macht gehört in all diesen Positionen zwischen Frau und Mann neu profiliert.

Letztens und zweitens: die Amtsfrage, die selber deutlich auf eine Asymmetrie der Geschlechter abgestellt ist.

Was ist Amt? Ich gebe eine phi-losophische Definition. Amt ist die hierarchische Strukturierung und die notwendige Hierarchisierung einer Gesellschaft von Gleichen und Freien. Amt ist Letzt-verantwortung in bezug auf den Inhalt einer solchen Gesellschaft. Auch in bezug auf das Göttliche. D.h. das Amt ist wesentlich auf Be-wahrung, Verwaltung des Heiligen bezogen, wesentlich in der Gestalt seiner Sakramente. Das Amt strukturiert weniger die Gesell-schaft untereinander, als daß sie den glühenden Kern, die Mitte, um

die sich die Gleichen und Freien gruppieren, in die Wahrung nimmt.

Jesus hat – und die Kirche be-ruft sich darauf – die Wahrung zu-mindest der Eucharistiefeyer als der Repräsentation seines Ster-bens und seiner Auferstehung im Abendmahlssaal einem Männer-kreis übertragen. Vielerorts wird dagegen argumentiert, aber es ist schwer, etwas dagegen wirklich ar-gumentativ zu sagen. Warum hat er die Frauen dazu nicht berufen? Zu sagen, daß die Evangelien die Frauen dabei einfach nicht erwäh-nen, ist ein Argumentum e silencio. Von der Quellenlage her haben wir nichts anderes als genau das Fehlen der Frauen; und im ü-brigen läßt sich das nochmals in-haltlich abstützen, weil der Zwölferkreis schon vorher nomi-niert ist und es nicht das einzige Mal ist, daß Jesus gerade die Zwölf nimmt.

Und die Apostel kommen am Osterabend nochmals vor; dort sind sie dann noch 10, worauf ich mich gleich beziehen werde. All das meint eine spezifisch heraus-gegriffene Gruppe. Und an dieser Stelle wird Vollmacht erteilt, was schwer zu leugnen ist.

So ist damit die Asymmetrie der Geschlechter wesentlich festge-legt?

An dieser Stelle hat die Kirche sich zur Asymmetrie entschlossen, indem sie sich genau an diese ein-deutige Zuweisung hält. Bis heute wird ja die Amtsfrage offiziell in dieser Weise begründet. Und damit wird das Priesteramt letz-tverantwortlich für die Spendung der Sakramente, mit Ausnahme von Taufe und Ehe.

Zugleich hat die Kirche immer versucht zu betonen, und das muß angerechnet werden, daß damit keine Wertigkeit eingeräumt war, sondern eben eine Strukturierung, unbeschadet der Tatsache, daß alle gleich und frei sind. Die „Geburts-mitte“ der Kirche ist also davon nicht tangiert. Damit hat die Kir-che auch eine Polarität gesetzt.

Diese Polarität hat sich nun deutlich als Geschlechterpolarität herausgestellt. Und an der Stelle sitzen die heutigen Anfragen.

Ich habe nun zwei Vorschläge hierzu, zwei ganz offene Vorschläge. 1. Ich halte eine Diskussion für unfruchtbar, die immer erneut

zu beweisen versucht, daß die Zwölf im Abendmahlssaal zufällig Männer waren und Jesus das so nicht gemeint hat. Hätte er es so nicht gemeint, würde es nicht so dastehen, und das ist nicht naiv gesagt.

Aus diesem Grund hat die Kirche nicht über 2000 Jahre hinweg gesündigt, indem sie sich auf ein Modell beruft, das in der Luft hängt; sondern sie hat wohl sehr bewußt an dieser Stelle angeknüpft und sie unproblematisiert so gelassen.

2. In dem Moment, wo die Frage derart anbrandet, wie sie es heute tut, ist zu fragen, ob innerhalb der biblischen Grundlegung eine Möglichkeit wäre, nicht den Abendmahlssaal für ungültig zu erklären – woher käme denn das Recht –, auch nicht modisch zu argumentieren nach dem Modell, die Luft-hansa hat heute Kapitäninnen ausgebildet, warum soll die Kirche nicht Ähnliches tun? Modische Argumente sind mit der Krankheit des Modischen gezeichnet, daß sie eben vorläufig sind.

Die Argumentation muß vielmehr genau in die biblische Problematik zurück. Sonst ergibt es keinen Sinn. Und ich möchte eine biblische Überlegung anbieten.

Im Römerbrief des Paulus ist ein Amt bezeichnet, das sich einigermaßen konturieren läßt, das aber bei Jesus nicht vorkam, denn er hat keine Diakoninnen eingesetzt. Paulus tut das aber und die Kirche tut das. Damit beginnt bereits etwas, aus einem Selbstverständnis heraus, das noch tiefer zu „beleuchten“ ist. Nämlich daß in der Kirche etwas auf Zukunft hin geschaffen wird, was die Kirche aus einer gewissen Vollmacht heraus tut. Dieses Amt der Diakonin läßt sich relativ klar konturieren, und zwar gibt es eine differente Tradition. Zum einen werden den Diakoninnen die Hände aufgelegt, eine Weiheformel ist deutlich bezeugt. Es gibt aber auch andere Traditionen in anderen Diözesen, wo die Weiheformel fehlt und die Hände nicht aufgelegt werden. Es gibt also einen doppelten Bestand; jedenfalls ist Handauflegung eine Übertragung von Vollmacht.

An dieser Stelle geschieht also etwas, was keinen unmittelbaren Anhaltspunkt an der Gestalt Jesu hat. Die Kirche heute begreift eine Wiedereinführung des Diakonates der Frau nicht einfachhin nur als eine weibliche Komponente gegenüber dem männlichen Diakonat, sondern es geht in der Tat, wie es heute in Rottenburg-Stuttgart in einer Studiengruppe behandelt wird, darum, inwiefern die Diakonin tatsächlich auch in die Sakramentspendung eintritt.

Zwei Sakramente erscheinen in diesem Zusammenhang theologisch unbestritten. Zum einen die Taufe, denn jeder kann taufen. Ob die Diakonin die Taufvollmacht erhält, ist also eigentlich theologisch überhaupt kein Problem. Ein zweites Sakrament wird von Laien vollzogen; es ist nur eine Frage, ob man es jetzt ordnungsgemäß dem Diakonat zuweist. Bekanntlich heiratet bei der Eheschließung ja nicht der Priester die, die vor ihm stehen, sondern die Laien spenden sich das Sakrament.

Aufgrund des Priestermangels in der Dritten Welt sind es heute bereits viele Frauen, die im Auftrag des Bischofs die Kirche repräsentieren, indem vor ihnen das Eheversprechen abgegeben wird. In Kanada z.B. sind es 6 Frauen. Ähnlich würde die Diakonin in ihrer Funktion noch einmal Kirche darstellen. Theologisch ist es überhaupt keine Frage, sondern es ist eine Frage der Ordnung. Wenn die Diakonin geschaffen wird, hätte sie in einer spezifischen Weise das Bild der Mutter Kirche zu repräsentieren, also ausdrücklich eine weibliche Qualität, die mütterliche Qualität der Kirche. Was ist Mutterschaft? Ich wage es folgendermaßen zu sagen: Mutterschaft ist Trost. Die Diakonin war in der alten Kirche Bild des Trostes, was übrigens letztlich ein Bild des Geistes ist. Dort liegt nämlich die Zuordnung von Frau und Geist: im ungeschuldeten, ungeleisteten, unfunktionalen Trost, im „Dabeiseindürfen“ im Zugehören, im Geliebtsein vor aller Bestätigung. Das ist es, was das Mütterliche ausmacht, und was den Geist ausmacht; das, was nie eingeholt werden kann, die Gratisstruktur, die der Geist hat. Der Geist Gottes tröpfelt nicht, er kommt „ausgegossen“. Der Geist liebt nicht nach

Maß, und die Diakonin ist ein Bild des Geistes – das ist ihre alte Zuordnung. Und damit ist sie ein Bild der Mütterlichkeit der Kirche.

Die dritte Möglichkeit, die ich anrege, wird übrigens in Rottenburg auch diskutiert. Aus einem weiblichen Charisma heraus läßt sich an die Spendung der letzten Ölung oder Krankensalbung denken, denn kulturgeschichtlich salben Frauen das schwächer werdende Leben und die Toten. Jesus ist zweimal in seinem Leben von einer Frau gesalbt worden, einmal sagte er selbst, sie habe ihn auf seinen Tod gesalbt. Das ist ein exklusiver Frauendienst. Vor dem Grabe Jesu stehen drei Frauen mit Salbgefäßen. Es ist das ein ungeheures Bild des Trostes, daß der verwesende Leichnam noch einmal in Duft gehüllt wird, in die Unvergänglichkeit. Das ist etwas, was Frauen in allen Kulturkreisen tun – bis heute.

Der Umgang mit Kranken und Sterbenden ist das Prärogativ eben jeden Einstehens für das Wortlose. Und dieses letzte Trösten und Heilen könnte der Diakonin zugewiesen werden. Was nie heißt, daß das in Konkurrenz zum Priester aufgestylt wird; vielmehr ist von der weiblichen Befähigung aus zu argumentieren, die an dieser Stelle deutlich in den Dienst des schwächeren Lebens eingebunden wird und die mütterliche Qualität der Kirche noch einmal sichtbar macht.

Das Diakonat der Frau ist freilich nicht das größte Problem bei der Amtsfrage.

Hat es Sinn, über die Amtsfrage in bezug auf das Priestertum nachzudenken? Also über die Vollmacht, die die Kirche bisher mit guten Gründen eindeutig für den Mann entschieden hat und die Jesus nicht für Frauen eröffnet hat?

Es gäbe eine Möglichkeit – und zwar biblisch – zu versuchen, den Konsens der Kirche an dieser Stelle einmal weiterzutreiben. Wenn der Konsens sich allerdings nicht herstellt, ist er nicht hergestellt. Ich würde nie einen Grund darin sehen, der Kirche den Rücken zu kehren, weil sie meine Meinung nicht aufgreift. Weil für mich letztlich ein Amt – mit Caterina von Siena gedacht – ein Sekundärproblem ist. Die Kirche hat eine primäre Aufgabe, und die heißt Brot zur Verfügung zu stellen.



Solange ich in der Kirche gespeist, getränkt, gewaschen und am Ende meines Lebens gesalbt werde, tut sie das, weshalb ich dran bin. Und ob der Bäcker ein Mann ist, interessiert nicht erstrangig. Ist das deutlich formuliert?

Sicher ist die Frage nach den Verwaltern des Heiligen wichtig, aber es ist überhaupt nicht erstrangig, ob ich von jemand Bestimmtem diese Gaben bekomme. Sondern die glühende Mitte in der Kirche ist das, was ich ab und zu merke, deswegen bin ich dran. Und hoffe, immer daran zu bleiben.

Wenn der Konsens sich nicht herstellt in dieser Frage des weiblichen Priestertums, so ist das nicht ein Zeichen, daß die Kirche geist-leer ist. Sofern die Kirche, den Konsens hat, daß die Abendmahls-gruppierung die letztgültige ist, ist es der Konsens, den ich akzeptiere.

Von dieser Position aus ein Vorschlag. Der Ostersonntagabend an dem Jesus in den Kreis von 10 Jüngern tritt – Judas ist tot und Thomas ist fern –, dieser Ostersonntagabend ist ein merkwürdiger Abend und enthält möglicherweise etwas, von dem aus die Kirche diese Frage noch weiter klären könnte. Es ist nämlich der Abend, an dem die Zehn verschüchtert hinter verschlossenen Türen sitzen. Am Morgen haben die Frauen ein „Geschwätz“ abgegeben; die Jünger unterhalten sich darüber und verstehen nichts.

An dieser Stelle kommt Jesus, zeigt ihnen seine Wunden – eine ungeheuerliche Situation – und sagt

dieser verscheuchten Schar von 10 Jüngern, die noch gar nichts kapiert hat, die Binde- und Löseformel zu.

In dieser Binde- und Löseformel liegt die futurische Gestalt der Kirche. Etwas, was die Jünger zu dem Zeitpunkt nicht wollen, gar nicht verstehen können. Sie brauchen bis Pfingsten, bis es einigermaßen begriffen ist. Nämlich den Hinweis darauf, daß Jesus nicht immer an ihrer Seite ist, sondern daß sie selbst – ein Akt der Initiation im wesentlichen Sinne Entscheidungen zu treffen haben, und letztgültig. Löst ihr und es wird gelten – bindet ihr und es wird gelten.

Auf diese Aussage hat sich die Kirche berufen. Im Auferstehungs-abend liegt die zentrale Position, an der die Kirche mit Letztgültigkeit entscheidet, was die Sache Gottes ist. Sie wird sich zum Beispiel bei der Zahl der Sakramente darauf berufen. Lange Zeit war strittig, ob die Fußwaschung ein Sakrament sei; auch darüber fiel die Entscheidung mit dem Recht des Osterabends.

In dieser futurischen Gestalt der Kirche ist angelegt, daß Paulus und die Apostel selber auf die Einführung des Diakonates dringen. Fragen werden geregelt, die in der Situation Jesu so noch nicht gegeben sind, die aber virulent werden. Aus der Vollmacht heraus das Neue zu bestimmen in Bindung an das Alte.

Und zwar ist die Vollmacht eine tatsächliche und nicht eine erschlichene.

Und an dieser Stelle erhebt sich die Frage, ob die Kirche im Konsens der Freien und Gleichen und im Konsens ihrer Hirten den Osterabend als den Abend nimmt, an dem so etwas wie eine futurische Bevollmächtigung von Frauen wie von Männern auch im Umgang mit den Sakramenten enthalten wäre, falls dies „gebunden“ oder „gelöst“ würde.

Damit ist der Gründonnerstag weder abgesetzt noch für ungültig erklärt, er ist auch nicht modisch auffrisiert.

Was aber, wenn die Kirche diesen Konsens nicht herstellt? Wenn der Osterabend im Verständnis der Glieder und auch der Hirten der Kirche das nicht freisetzt? Mein persönlicher Entschluß ist, das zu akzeptieren.

Ich stehe nicht an der Stelle der Letztentscheidung. Ich bin jener Geburtsmitte entsprossen, in der die Mutter mich geboren hat, und ich verpflichte mich dieser Mutter nach wie vor.

Wenn die Kirche den Konsens ihrer Glieder und ihrer Hirten an dieser Stelle erreicht, bin ich freilich ebenso dran. Sie können sagen, das sei die schlaueste Antwort, die Sie je gehört haben, sich nicht im voraus zu entscheiden. Ich habe mich einzig entschieden dazuzugehören.

An dieser Stelle empfinde ich eine Freiheit, die mir selber sehr wohl tut. Nämlich zu wissen, wem ich jedenfalls angehöre.

## KURZ NOTIERT

### Österreich: Bischof will in Rom um Diakonat der Frau bitten

Der österreichische Bischof Reinhold Stecher will sich in Rom sowohl für das Diakonat der Frau als auch für die Priesterweihe verheirateter Männer („viri probati“) stark machen. Das kündigte der Innsbrucker Bischof am 13.11. an. Er wolle eine entsprechende Bitte des Innsbrucker Diözesanforums nach Rom weiterleiten. Stecher sprach sich zugleich für die Beibehaltung der Pflicht zur Ehelosigkeit für Priester aus. Zur Begründung seiner Initiative führte der Bischof an, es sei „einfach zu wenig“, über

die schwierige Lage „nur zu klagen“. Stecher räumte ein, eine derartige Veränderung könne nur auf weltkirchlicher Ebene eingeführt werden. Darum gehe auch nur eine Bitte nach Rom. Wer darin aber eine Verletzung des Glaubens der Kirche sehe, dem müsse „in aller Klarheit gesagt“ werden: „Die Heilige Schrift stellt in den Briefen des Apostels Paulus den bewährten verheirateten Mann als geweihten Leiter der Gemeinde vor.“ Es wäre wohl „verwegen“, Jesus, der den verheirateten Petrus erwählt habe,

oder dem heiligen Paulus eine „Verletzung des Glaubens“ vorzuwerfen, betonte Stecher.

Auch der neue Baseler Bischof Kurt Koch (45) hat sich in einem Gespräch mit Journalisten am 05.12. in Solothurn im Grundsatz für die Weihe von bewährten verheirateten Männern („viri probati“) zu Priestern ausgesprochen. Trotz der Anblehnung einer Ordination von Frauen durch die Kirche gelte es aber, die Frage des Diakonats für Frauen zu stellen.

(PS nach KNA)

## MANN UND FRAU IN DER KIRCHE

**„Habt Salz in euch, haltet Frieden untereinander!“ (Mk 9,50)****Zum Apostolat von Männern heute**

Jörg Splett

**I. Selbstbezug?**

1. Auf Tagungen zum Thema Frau bzw. Mann und Frau bin ich wiederholt mit Frau Gerl-Falkowitz (Anm. der Redaktion: s. Beitrag S. 3ff. und S. ...) zusammengetroffen. Wir waren uns einig, daß der Geschlechterunterschied fundamental ist, tiefer reicht als Klassen- oder Rassenunterschiede. Daß er also nicht zum „kleinen Unterschied“ verniedlicht werden sollte, wie es die erste Generation der Frauenbewegung versuchte („Es gibt keine männliche oder weibliche Mathematik“) – und Alice Schwarzer noch heute. Ebenso einig indes sind wir darin, daß andererseits die Differenz auch nicht mythisch/mythologisch zu einer Zweiweltenlehre hinaufstilisiert werden darf.

Das heißt, gleich im Blick auf das Höchste: „Im Letzten ist Gott über den Geschlechtern neu wahrzunehmen.“<sup>2</sup> Demgemäß gilt für den Menschen (9): „Nicht nur Selbsterfahrung und Selbstreflexion, sondern auch Gottesbeziehung ist unabdingbar. Das Ziel dieser aufmerksamen Neufindung sei mit dem Mut Edith Steins formuliert: „Menschsein ist das Grundlegende, Frausein das Sekundäre.“

Erst recht stellt sich dies christlich so dar. Dafür bezieht Hanna-Barbara Gerl sich anderen Orts auf Zeno von Verona: „Der besonderen Würde der Geschlechter geht die einheitliche Würde des Christseins voraus. Und dieses Erstrangige: daß in der Taufe die Geschlechtsunterschiede verblassen, gehört heute weit entschiedener als eine Herausforderung durch den eigenen Glauben verstanden. Der Formulierung nach immer schon 'gewußt', dem Vollzug nach nur mit Zögern geglaubt, sind die alten Sät-

ze beim Wort zu nehmen und mit Fleisch zu bekleiden: 'Was steht ihr da, die ihr an Herkunft und Alter, an Geschlecht und an Stand verschieden seid, aber bald eins werden sollt? Flieget doch zur Quelle ...'“<sup>3</sup>

2. Es gibt eine Weise der Befassung mit dem eigenen Geschlecht, die eigentlich nur narzißtisch genannt werden kann. Daß wir jedoch in einem narzißtischen Zeitalter leben,<sup>4</sup> ist wahrlich keine Zeitgeist-Schelte oder nur die Ansicht mißvergünstiger älterer Zölibatäre; es wird über „Lager und Zäune“ hinweg von Zeit- und Kulturdiagnostikern konstatiert.

Nun ist es in der Regel weder böser Wille noch der pure Übermut, was Zeitgenossen vor den Spiegel treibt. Im Vielerlei der hier wirkenden Antriebe fallen mir zwei besonders ins Auge. Das eine ist Selbstunbekanntheit, in welcher der Mensch nach sich sucht und sich im Gegenüber zu ergründen bemüht. An vielen Selbstbildnissen läßt sich das sehen.<sup>5</sup> Dabei gelingt schon solcher „Selbstbezug vor dem Spiegel ... nicht ohne den Einbezug von Zeugen“.<sup>6</sup> Nicht bloß muß anfänglich jemand das Kind und sein Bild „identifizieren“ (das Kind mit dem Bild, das Bild mit dem Kind); sich im Spiegel zu erkennen sagt zugleich, sich überhaupt als sichtbar zu erkennen, als identifizierbar und beurteilbar.

Daraus entspringt dann der zweite Hauptantrieb; den F. Akahe-Böhme für die Frau in Anspruch nimmt,<sup>7</sup> in Abwehr des bekannten Motivs „Frau vor dem Spiegel“. Der Blick in das eigene Spiegelbild ist ... keineswegs, wie immer behauptet wird, die selbstgefällige Bejahung, und er dient auch nicht der Bewunderung. Vielmehr beobachtet und prüft frau im

Spiegel selbstkritisch und ängstlich ...“ (9).<sup>8</sup> Selbstgefälligkeit herrscht auch im ersten Fall selten (unterstellt man ihn darum dem andern? Narziß jedenfalls hat sich gerade nicht erkannt; das hätte ihn gerettet!). Es gibt sie freilich (und auch dies läßt sich an Selbstbildnissen zeigen). Im ersten Fall aber geht es darum, sich zu erforschen, im zweiten Fall darum, sich zu überprüfen; dort hat man sich selber im Blick, wenn auch nicht ohne Wissen um das Erblicktsein von andern; hier faßt man eben diese ins Auge, wenn auch bezüglich der eigenen Wirkung auf sie.

Beidemale steht so eine Not hinter dem Verhalten, die es glaubt wenden zu können. Beidemale indes ist es dem „Spiegelmenschen“<sup>9</sup> um sich selbst zu tun. Nicht er ist der Spiegel der Welt,<sup>10</sup> sondern diese der seine. – Das, wie ich finde, treffendste und erschreckendste Bild dieser Inversion findet sich schon in einem Dialog Platons (wobei mich tröstet, daß er heute allermeist für unecht gilt):<sup>11</sup> „daß, wenn jemand einem anderen ins Auge blickt, sich ihm sein eigenes Gesicht im Augenstern des Gegenübers wie in einem Spiegel zeigt, daher wir auch den Augenstern Pupille = 'Püppchen' nennen ... Wenn also ein Auge ein anderes anschaut und in das hineinschaut, was das Edelste darin ist und womit es sieht, kann es in ihm sich selbst erblicken ... Wenn demnach ein Auge sich selbst sehen will, so muß es in ein Auge blicken ...

Doch eben so sieht es nicht das Auge des andern. Und dies nicht bloß in dem optischen Sinn, daß wer sich im Spiegel erblickt, eben damit nicht den Spiegel selbst sieht (den er sähe, wenn „erblindete“ Stellen des Glases statt des Bildes sich selber zeigten).

Sondern viel ernster, insofern nämlich das Menschen-Auge nicht

der bulbus ist, sondern gerade der Blick.

Um es an einem biblischen Beispiel deutlich zu machen: Im Hohenlied vergleicht der Liebende die Augen der Geliebten mit Tauben (Hl 1,15; 4,1), und sie gibt ihm das Kompliment zurück (5,12). Immer wieder wird hierzu auf den Umriß des menschlichen Auges (erst recht in ägyptischen Bildern) verwiesen. Überzeugend hat demgegenüber Othmar Keel zeigen können, daß 'Auge' hier 'Blick' meint: die Vögel der Liebe.<sup>12</sup>

3. Wäre so das erste, was man zum Apostolat von Christen in Erinnerung rufen sollte, dies, daß Apostolat Gesandt-sein heißt? Weg-geschickt zu anderen, anstatt daß man seßhaft sich „chez soi“ einhauste. Und das gilt unterschiedslos für Frauen wie Männer. Das Salz salzt nicht sich.

Schon höre ich die Pastoral-Fachleute, -Theologen wie vor allem -Psychologen, das Gebot der Nächstenliebe zitieren, und natürlich mit Betonung auf der zweiten Hälfte: „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst“ (Mt 22,39). – Offenbar liegt hier ein ungeheurer Nachholbedarf vor, so daß ein Büchlein wie Anselm Grüns „Gut mit sich selbst umgehen“,<sup>13</sup> das ja im übrigen keineswegs einsam und isoliert im Angebot steht, binnen Jahresfrist schon zur zweiten Auflage kommt. Und dieser Bedarf steht ebenso hinter den Rufen nach dem „neuen Mann“. Doch hat man wenigstens die Möglichkeit im Auge, daß der Pendelausschlag uns vielleicht ins entgegengesetzte Extrem trägt?<sup>14</sup>

Was nun die Selbstliebe angeht, so will ich jetzt nicht erneut mit Jean Paul die Unmöglichkeit von Selbstliebe verteidigen (weil unsere Liebe stets Antwort auf Liebe bedeutet).<sup>15</sup> Ich möchte auch nicht erörtern, in welch abgeblaßtem Sinn dann nur von Liebe die Rede sein könnte: Oder sollte man etwa von sich selbst bezaubert, „ganz hingerissen, restlos weg“ sein? Sollte man für sich selber „leben und sterben“ – und all das noch großartig finden – so wie wir die Liebe der herrlichen Paare in Literatur und Geschichte, den Selbsteinsatz von Vätern, Müttern oder z.B. einer Johanna Sebus<sup>16</sup> verehren und rühmen?

Hier und jetzt will ich mich mit dem einen Gedanken begnügen: Sich selbst lieben, genauer (dem hebräischen Urtext gemäß): sich sel-

ber gut, mit sich befreundet sein, das kann man, angesichts der eigenen Grenzen und Mängel, doch wohl nur in der „Annahme seiner selbst“.<sup>17</sup> Ist es gut, daß es mich gibt? Sollte ich das an meinem eigenen Gut-sein ablesen müssen, wäre die Situation ohne Frage heillos. Kaum weniger wäre sie es, hinge ich letztlich von der Bestätigung durch die Mitmenschen ab. Im Ernst läßt Annahme sich einzig denken – und vollziehen – jemandem gegenüber, der mich mir (wie den anderen) gibt und dem ich glauben darf, daß er damit nichts Böses im Sinn hat, weder mir noch den anderen gegenüber. Ja nicht nur nichts Böses (vielleicht nimmt er es ja für seine Zwecke in Kauf, dann sagte das nichts über mich), sondern ausdrücklich Gutes!

Kann ich mich aber einzig dann in Tat und Wahrheit annehmen, wenn ich mich diesem gutem Geber glaube, dann muß ich dem Geber – glauben. Ihm muß ich Ihn selber glauben: glauben, daß Er glaubwürdig und gut ist, von uneigennütziger Freigebigkeit. (Denn, wie gesagt, riefte Er mich zu irgendeinem Zweck für Sich ins Leben – wie die Götter, die den Opferrauch brauchen –, bliebe die Frage nach meinem „Selbst-“ und „Eigenwert“ wieder offen.) Dies aber von jemand glauben, ja es ihm, ihm selber glauben heißt: ihn lieben.

Gerade umgekehrt demnach, als es so mancher denkt, gründet – prinzipiell jedenfalls<sup>18</sup> – nicht die Liebe zu Gott in der Liebe zum Ich, sondern vielmehr diese in jener. Und in jener auch die Nächstenliebe. Denn wie mich will Er auch den/die anderen.

Von dieser wunderbaren Großherzigkeit Zeugnis geben, und davon, daß sie nach unserem eigensüchtigen Nein sich „noch wunderbarer“<sup>19</sup> gezeigt hat, darin sehe ich das fundamentale Apostolat von christlichen Männern wie Frauen. Es zeigt die Frische des Salzes und begründet den Frieden zwischen den Menschen.

## II. Gönnende Freigebigkeit statt Hälften-Sehnsucht

1. Ist aber das Gesetz unseres Ursprungs nicht das Sehnen einer einsamen Gottheit, sei es, daß sie sich langweilt, sei es, daß sie lieben

möchte; stammen wir, was den Kern der Schöpfungsbotschaft ausmacht, aus reinem Gönnen: dann ist dies Gesetz unseres Ursprungs, das Gesetz, nach dem wir angetreten, auch das unseres weiteren Gedeihens.<sup>20</sup>

Es geht darum nicht an, die agape/caritas Gott vorzubehalten und den Menschen einzig durch eros/amor bestimmt zu sehen: sowohl im Gottes-Verhältnis wie im zwischenmenschlichen Bezug. Das hieße nämlich, der Schöpfer hätte seinen Geschöpfen zwar an seinem Sein und Bewußtsein, an seinem Denken-, Wollen- und Gestalten (-Können) neidlos Anteil gegeben; doch präzise dieses Anteilgeben (-können) selber, sein Gönnen und seine Großzügigkeit hätte er ihnen vorenthalten, um es sorglich für sich selbst zu behalten.

Damit soll überhaupt nichts gegen den Eros eingewandt sein (das Hohelied wurde eben zitiert), sehr wohl aber etwas dagegen, ihn zur Grundbestimmung des Humanen zu machen. Daß man dies in der Tradition getan hat, läßt sich schlicht daraus verständlich machen, daß man nicht von der Schöpfung her gedacht hat. Dann nämlich muß die condition humaine als eine des sehnenen Mangels aufgefaßt werden.

Das berühmteste Bild dafür ist die Mythen-Rede des Aristophanes im Platonischen Gastmahl.<sup>21</sup> Ursprünglich waren wir Kugelmenschen; zur Strafe entzweigeschnitten (und am Bauchnabel verschnürt), irren wir nun als Hälften umher, auf der Suche nach dem Gegenstück – sei es des gleichen, sei es anderen Geschlechts, je nach der Art des ehemaligen Ganzen.

Was man sich hier offenbar nicht klar macht, ist die Heillosigkeit dieser Sicht. Denn so lange wir sind, sind wir dann unglücklich, halb. Fänden wir unsere andere Hälfte, dann endete zwar unser Unglück, aber was begänne, wäre nicht unser Glück, denn uns gäbe es dann nicht mehr: im neuen Groß-Ich aufgegangen, wie etwa Hölderlins Ströme im Meer.<sup>22</sup>

Nun scheint mir diese Vorstellung bis heute bewußtseinsprägend zu sein, und zwar nicht bloß in Glücks- und Liebesträumen, sondern, worauf ich jetzt hinaus will, gerade noch einmal im neuzeitlichen Rechts- und Bedürfnis-Denken.



2. Ich möchte das Gemeinte an der klassischen Grundbestimmung Gerechtigkeit zeigen. Seit der Antike wurde Gerechtigkeit als eine Haltung verstanden: als Grundge-willtheit dazu, jedem das Seine zu geben.<sup>23</sup> Fragt man einen Zeitge-nossen, was er beim Wort Gerech-tigkeit assoziiert, wird er (selbst als Pieper-Leser) kaum von Hal-tung oder Tugend sprechen, son-derm eher von Zuständen, der Gesellschaftsverfassung, Familien-recht, Steuergesetzgebung und so weiter.

Die Maßgaben für solche Rege-lungen sieht man neuzeitlich im Gesellschaftsvertrag gegeben. In ihm haben wir auf gewisse Rechte verzichtet; doch nicht auf alle. Und aus diesen Rechten entspringen die Pflichten der Mitmenschen uns gegenüber. Die Rechte aber grün-den in Bedürfnissen. – Stimmt dies Modell?

Um es an einem Gedanken-experiment vorzuführen: Ange-nommen, es sei erwiesen, der Mensch – insonderheit der Mann, um den es hier ja geht – brauche pro Tag dreißig „Streicheleinhei-ten“ (undiskutiert, ob von Mann oder Frau bzw. in welcher Mi-schung). Wie die Welt ist, bekom-men vermutlich gerade die sie nicht, die sie besonders nötig hät-ten. Also ist die Fürsorge auf dem Plan, um ein entsprechendes Ge-setz einzubringen, das

1. dies Bedürfnis in ein Recht gießt,
2. dessen Durchsetzung überwacht (was Arbeitsplätze schafft und Licht auf das Wachstum der Bü-rokratie wirft).

Nun steht es aber so, daß – mag man(n) auch tatsächlich mehr oder weniger als dreißig Einheiten brau-chen – jedenfalls mindestens eine von ihnen unverordnet sein muß. Das wissen jene Theologen nicht, die frisch heraus ein Recht auf Glück propagieren.<sup>24</sup> Doch wer sein Recht bekommt, ist bestenfalls zu-frieden; glücklich einzig, wer mehr bekommt als sein Recht. Darum sind Glück und Dankbarkeit ver-schwistert. Glücklich ist nur, wer dankerfüllt ist, und insofern je-mand dankbar ist, ist er glücklich.

Sind jetzt aber, um auf die Streicheleinheiten zurückzukom-men, dreißig bereits pflichtgemäß zu erbringen, bedarf es keiner Fachpsychologie, um zu erwarten,



**Gönnende Frei-giebigkeit statt Hälften-Sehnsucht:** Sicherlich eine Neuheit und noch keine Normalität in der Kirche unter Soldaten zeigt dieses Foto, das während der diesjährigen GKS-Akademie Oberst Helmut Korn geschossen wurde. Nach dem Bischofsgottesdienst in Derrbach/Hochrhn eröffnet der Militärbischof, Erzbischof DDr. Johannes Dyba, mit Stabsunteroffizier Ute Jokisch das kalte Bufett. Mit Ute Jokisch hat erstmals ein weiblicher Soldat an einem Seminar der Akademie teilgenommen. Im Hintergrund rechts Dr. Antonius Gescher, der Direktor des Bonifatiushauses, zum fünftenmal Gastgeber und wissenschaftlicher Begleiter der Akademie. (Foto: F. Brockmeier)

daß freiwillige Leistungen darüber hinaus (erhellend „Beziehungs-arbeit“ genannt) erst recht unter-bleiben. – Und gänzlich jenseits der Psychologie: Wenn ich zum Über-leben auf den „Engel der Sympa-thie“ angewiesen bin (Max Frisch),<sup>25</sup> folgt daraus, ich hätte Anspruch darauf, irgend jemand – oder gar je-mand bestimmtem – sympathisch zu sein?

Der Mensch hat hier also nicht einmal auf zum Leben Notwendi-ges ein Recht. Wohl aber die Pflicht dazu, es seinem Mitmenschen nicht vorzuenthalten. Er hat die Pflicht zum Wohlwollen anderen gegenüber. Statt daß also Pflichten in Rechten gründeten, gründen umgekehrt Rechte in Pflichten. Ich habe gegen niemanden ein Recht auf Nächstenliebe, doch die Pflicht

dazu – und darum das Recht dar-auf, an der (korrekten) Erfüllung dieser meiner Pflicht nicht gehin-dert zu werden. Ein Musterbeispiel bieten übrigens gerade jene ominö-sen Ehepflichten, hinsichtlich de-rer es eigentlich kein Problem gäbe, hätte man(n) daraus nicht unter der Hand Ehe“herren“-Rechte gemacht.

Ob also nun Platonische Seh-nucht oder neuzeitliches Bedürf-nis-Recht, in beiden Fällen kann ich nicht sehen, wie eine darauf aufbauende Pastoral = Hirten-sorge ihren Schäfchen helfen könnte. Zwar mag es dann zum Ausgleich beitragen, wenn auf das Klagelied der Feminist(inn)en – nach der früheren Spielverderberin Esther Vilar<sup>26</sup> – nun Warren Farrel den männlichen Jammer

verlautbart.<sup>27</sup> Von Bedürfnissen und Rechten auszugehen, kann grundsätzlich nicht zu jenem Frieden führen, den Augustinus als „tranquillitas ordinis“ bezeichnet hat,<sup>28</sup> weil das Recht mit seinem Gleichheitsprinzip Verschiedenen grundsätzlich nicht gerecht werden kann. Vor allem – so schlicht wie schlagend kommt der Beweisgang ins Ziel: – es gibt kein Recht auf Verzeihung; ohne diese aber weder privat noch zwischen Gruppen und Völkern Frieden.<sup>29</sup>

3. Gerecht wird dem Menschen einzig die Liebe. Und zwar nicht jene des Bedürfnisses, sondern Gönner und Gutsein. Wenn das geklärt ist, dann ist meines Erachtens zweierlei zu erörtern. Einmal, daß gerade auch Sehnsucht und Verlangen Gestalten von Liebe darstellen; sodann, daß Sehnen wie Lieben geschlechtsspezifisch gewußt, gelebt und anerkannt sein müssen.

Tatsächlich begehrt der Mensch danach, begehrt zu werden. Die Basis-Bestimmung auch des Begehrens nämlich ist nicht das Ich mit seinen Mängeln, sondern die Wahrnehmung eines Werts, oder besser, weil weniger subjektiv: eines Guts oder Guten. Begehren ist seinerseits Antwort. Wobei es zu denken gibt, daß 'Wahrnehmung' schon sprachlich nicht, wie oft vermutet, mit 'Wahrheit' zu tun hat, sondern in das Wortfeld von 'wahren' (hüten) gehört. Allerdings bezieht sich das Begehren selbstbezogen auf das Begehrte. Dies wird nicht rein um seines willen bejaht; sondern aufgrund ihm eignender Qualitäten. Begehrt wird ein Was, niemals ein Wer als Wer. Darum kränkt es den Menschen und verletzt seine Würde, wenn er bloß als „Sex-objekt“ in den Blick kommt.

Sehnen wie Wohlwollen aber gibt es real nicht „an und für sich“, sondern stets in konkreter Gestalt. Sie realisieren sich in kulturspezifischen „Sprachen“. Und sie sind offenbar auch geschlechtsspezifisch verschieden. Daß auch die Geschlechtsdifferenz nur in kulturspezifischen Sprachen real ist, bedingt die Unabschließbarkeit des Disputs um das, was – faktisch wie vor allem normativ – männlich bzw. weiblich sei/sein sollte. Daß sich die Frage nicht begrifflich klären läßt, hängt schlicht daran, daß Mann und Frau keine Arten, sondern

Wesensausprägungen einer Art sind; daß sie keine Nebenfrage ist, daran, daß der Mensch von Wesen leiblich ist, anstatt daß ein geschlechtsloses „Gespenst“ in einer (Gen-Reproduktions-)„Maschine“ steckte.

Konkrete Vorschläge für gewisse Rahmenantworten will ich hier nicht zur Diskussion vorstellen.<sup>30</sup> Ich beschränke mich auf zwei Streiflichter. Bezüglich Begehren und Sehnsucht (Bedürfnis) zitiert Hans-Jakob Weinz die Familientherapeutin Rosemarie Welter-Enderlin für das unterschiedliche Verständnis von Intimität bei Frau und Mann, ihre je anderen Wünsche nach „Reden“ im Zueinander von Zärtlichkeit und Begehren.<sup>31</sup>

Zum Thema Liebe sodann bietet Screwtape, C.S. Lewis' Ober-teufel, in Nr. 26 seiner Briefe an Wormwood ein Beispiel: „Wo es sich um Mann und Frau handelt, ist das verschiedene Verständnis der Selbstlosigkeit, das wir zwischen den Geschlechtern aufgerichtet haben, eine große Hilfe. Eine Frau versteht unter Selbstlosigkeit hauptsächlich: sich um anderer willen zu mühen; ein Mann versteht darunter: andere nicht zu bemühen ... Dadurch also, daß die Frau nur daran denkt, Gutes zu tun, und der Mann, die Rechte der anderen zu respektieren, wird jedes Geschlecht das andere ohne jeden sichtlichen Grund als durch und durch selbstsüchtig ansehen.“<sup>32</sup>

In der Tat liegt die Versuchung nahe, die Differenz als Wert-Unterschied zu interpretieren. Und während früher die Abwertung des „anderen Geschlechts“ (S. de Beauvoir) im Vordergrund stand, scheint inzwischen eher die Selbstabwertung im Schwange. Mit Beifall von welchen Seiten?<sup>33</sup> Doch auch Vergleichsgültigkeit wäre nicht das Rechte. Für Weinz stellt sich so (ebd.) die Frage, „ob man sich in diesen Unterschieden einrichtet oder ob man die Unterschiede als Ressource nutzt für Wachstum und Lebenserweiterung“.

### III. Mut zur Schwäche

1. Exemplarisch sei für solche Lebenserweiterung das Thema Schwäche aufgenommen. Denn in der Außenperspektive zumindest stellt es sich so dar, als sei eben dies

ein Hauptpunkt in den Wunschentwürfen des neuen Mannes. Männlichkeit wird als Stärke ausgegeben mit der „Gefahr, bei einer unkontrollierten Annäherung an die Frau in Hilflosigkeit, Ohnmacht, Abhängigkeit und Schwäche umzuschlagen“.<sup>34</sup> „Der Streß, den die äußerlich robusten und lebenslang auf den Beruf ausgerichteten Männer im Berufsalltag zu ertragen haben, korrespondiert mit dem Zwang, Gefühle der Inkompetenz und Schwäche sowie sämtliche Anlehnungsbedürfnisse zu verdrängen.“<sup>35</sup> Demgegenüber will der Mann auch schwach sein, Gefühle zeigen, weinen dürfen.<sup>36</sup>

Und dies Verlangen hat erst einmal Recht; es verdient alle Unterstützung. Nicht bloß negativ darum, weil Abspaltung und Unterdrückung krank machen und so über die konstitutionelle Schwäche des Mannes hinaus für psychosomatische Krankheiten, niedrigere Lebenserwartung und höhere Suizid-Raten zuständig sind. Sondern noch mehr positiv, weil eben kein Mensch als Hälfte leben soll, sondern „heil“. Das ist der Wahrheits-Kern des neuromantischen Programms „Androgyn“.<sup>37</sup>

Bildet indes diese Sehnsucht die Basis der Neuentwürfe, dann führt sie – so meine These – in die Heillosigkeiten des Aristophanes-Mythos bzw. der neuzeitlichen Bedürfnis-Konzepte. Man kann dies anschaulich für den Ganzheits-Entwurf als solchen belegen.

2. Dessen Emblem ist der Kreis bzw. die Kugel des Glücks: Das Ich hätte „Gottes unendliches Weltall ganz allein für sich selbst.“<sup>38</sup> Wie aber, wenn der Mensch zu seinem Glück jemanden brauchte, dem er es mitteilen, mit dem er all das teilen könne?<sup>39</sup> Wer alles bloß für sich hat, ist all-einig allein und einsam. Wäre das eigentlich noch ein Haben? Was ich damit meine, wird vielleicht klarer beim Erkenntnis-Besitz: „Wer alles durchschaut, sieht nichts mehr.“<sup>40</sup>

Mein Blick will auf etwas, jemanden treffen. Was das Auge sehen will, ist ein anderes Auge. „Das nämlich das Gute: einen/den Sehenden sehen“ (Augustinus).<sup>41</sup> Haben kann man nur anderen gegenüber – gegen sie oder, um mitteilen, sich austauschen zu können. So zerbricht das Wunschbild der

Kugel, besser: es bricht auf. Und zwar nicht bloß vorläufig, sondern grundsätzlich.

Woher aber dieses wohl unerschaffbare Wunschbild des Runden? Weil Glück hier als Leidlosigkeit gedacht wird. Je nachdem sucht man dies in der Ganzheit eines Zielbesitzes (teleiotes, teleiosis), der nichts mehr fehlt (dies der Sinn des griechischen teleios = vollkommen). Oder, da Leben grundsätzlich und unausweichlich Leid sei, im weißen Leer-Kreis der „Verwehung“ des Ich.

Und dies zweite, die Botschaft Buddhas, ist die Konsequenz des ersten, denn natürlich ist Vollkommenheit unerreichbar: selbst der Kugel fehlt etwas, nämlich Ecken und Kanten (der „Olympier“ Goethe ist nicht Kleist, der Mann nicht Frau, der Androgyne ...).

Demgegenüber „mag“ wahre Liebe den anderen „leiden“. Maurice Blondel hat das Leid geradezu „Das Siegel eines andern in uns“ genannt.<sup>42</sup> Tatsächlich kann mir Neues, Fremdes – oder vielmehr überhaupt etwas oder jemand, nur so begegnen, daß ich mich dafür öffne, oder genauer gesagt, daß ich mich von ihm für sich auf tun lasse.

„Wer an einer Sache nicht gelitten hat, kennt und liebt sie nicht. Diese Lehre läßt sich in einem Satz zusammenfassen; doch nur Beherrzte können ihn verstehen: Der Sinn des Schmerzes liegt darin, uns das zu entschleiern, was dem Erkennen und egoistischen Wollen sich entzieht, und Weg zur echten Liebe zu sein ...“ (Blondel 407).

Wem das zu moralisierend oder asketisch klingt, sei gefragt, ob er-theoretisch – „erkennen“ wolle, was er sich träumt und wünscht, oder was ist. Im ersten Fall erkannte er gar nicht, man müßte von Sich-ausdenken oder Er(tag)-träumen sprechen. Und ob er liebend – etwas oder jemanden in seiner Wirklichkeit bejahen wolle oder – nach dem Vorbild von Bert Brechts Herrn K.<sup>43</sup> – nur den Entwurf lieben könne, den er sich vom anderen macht, also gerade nicht das wirkliche Gegenüber.

Dann aber müssen auch Schmerz und Schwäche anders gedacht werden als in Programmen der Flucht vor der Last des „alten“ Mann-Seins, ja selbst als in dem oft zitierten Wort Adornos über das Eingestehen von Schwäche (sosehr

schon dies Mut braucht).<sup>44</sup> – Wie weit nämlich wird hier im Grunde gegen den Schmerz und das Opfer der „Arbeitsteilung“ gekämpft, die das Gemeinschaftsleben und die Nächstenliebe von uns fordern? (Aus Kugeln fügt sich kein Bau!) Gemeint ist vielmehr eine kraftvolle Schwäche.<sup>45</sup>

An die Stelle von „Ganzheit“ und „Integration“ tritt dann der Mut zur Entscheidung. So hat zum Aristophanes-Mythos bereits Diotima erklärt (Symp 205e), „daß die Liebe weder auf die Hälfte noch auf das Ganze gerichtet ist, wenn es nicht eben, lieber Freund, etwas Gutes ist. Denn die Menschen sind bereit, sich ihre eigenen Hände und Füße abschneiden zu lassen, wenn ihnen diese, ob auch immer ihnen eigen, so doch zum Übel zu sein scheinen.“

Klingt hier nicht Jesu hartes Wort voraus, das man heute von Seelsorgern kaum einmal hört (Mt 5, 29 f): „Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen verführt ... Denn es ist besser für dich, daß eins deiner Glieder verlorengeht und nicht dein ganzer Leib [= du, voll „integriert“: „teres atque rotundus“<sup>46</sup>] in die Gehenna dahingeht.“

Richard Rohr fragt,<sup>47</sup> warum vor Jesus der Täufer kommen mußte. „Jetzt glaube ich das zu verstehen. Wenn Menschen nicht zuerst zur Umkehr gerufen werden, zur Hingabe, zur Reduktion des Egos, zum Sterben, zum Alles-oder-Nichts – dann werden wir das Evangelium bis zur Unkenntlichkeit verwässern ... Die harten Fragen müssen zuerst gestellt werden, sonst werden die meisten religiösen Gruppen und Kirchen Zugehörigkeitssysteme, die der Selbstbefriedigung ihrer Mitglieder dienen.“

Selbstbefriedigung ist das Wort. Nicht bloß als Anfrage an das Projekt „Androgyn“,<sup>48</sup> sondern an jegliche Pastoral, die es selbstzärtlich unterläßt, den ihr Anvertrauten den Dienst des Herausrufs zu Selbstüberwindung und Selbstüberstieg zu leisten.

Ganzheit und Heil sind eben nicht (griechisch) als Vollständigkeit, daß nichts fehlt, zu denken, sondern (im Sinn des hebräischen „tam/tamin“) als Ungeteiltheit. „Geh einher vor meinem Antlitz! sei ganz!“ Das Wort des Herrn an Abraham (Gen 17,1) meint nicht:

bruchlos komplett, individuiert und gerundet, sondern: sei unabhangeln – ganz Auge und Ohr.

Statt des eigenen Heils im Visier steht Gottes Antlitz im Blick (darum bedeutet es erblicken das Heil). Es ist um Heiligkeit zu tun. Heilige aber „sind Menschen, die etwas tun, weil es richtig ist.“<sup>49</sup>

3. Damit wandeln sich auch Schmerz und Leid. An die Stelle nostalgischen Jammers über all das, was einem seit Kindertagen von Vater und Mutter, Geschwistern, Lehrern, Pfarrern und vor allem Frauen angetan worden oder vielmehr leider nicht getan worden ist, tritt der Kummer über das Unvermögen zur Überwindung solch egozentrischer Frustration (im einschlägigen Jargon: „Trauer und Wut“); der Schmerz darob, nicht verzeihen zu können; mit einem Wort: die Traurigkeit, kein Heiliger zu sein.<sup>50</sup>

Männlicher Schmerz: In einem ersten Schritt möchte ich dazu die Alternative Aktivität – Passivität in Frage stellen. Die hat man bekanntlich auf die Geschlechter verteilt und tut es bis in die Vulgärausdrücke für den sexuellen Akt noch heute. Männer, die sich dagegen wehren, propagieren dann auch und gerade für den Mann Passivität. (Was andere hinwieder Faulheit argwöhnen läßt, also u. a. nur eine neue Weise, „lieben zu lassen“?) So schließt Brigitta Kress ihren Beitrag über den alten und neuen Mann mit einem H. Marcuse-Zitat:<sup>51</sup> „Das Vermögen, rezeptiv, passiv zu sein, ist eine Vorbedingung von Freiheit ...“

Im Wortsinn entspricht das dem hier vorgetragenen Plädoyer für das Erleiden. Tatsächlich aber ist Passivität klassischerweise das Gegenstück zur Aktivität; sie meint pures Gegenstand-Sein. Davon wäre dann Rezeptivität = Empfänglichkeit auch terminologisch klar zu unterscheiden.<sup>52</sup> Daß Empfänglichkeit alles andere ist als Passivität, zeigt sich daran, daß man bei einem bestimmten Grad von Ermüdung immer noch halbwegs sinnvoll zu reden vermag, aber dem Gegenüber nicht mehr wirklich zuhören kann.

Sehen und hören wir aber, um zu leben und zu überleben – oder leben wir nicht vielmehr, um zu sehen, zu hören, also um – s. oben –



antworten zu können? Erst recht lieben wir nicht, um zu leben, sondern umgekehrt. Leben sagt Beziehung, Beziehungslosigkeit, Tod. Beziehung indes besagt Ent-sprechung. Ent-sprechen heißt antworten und der Erst- bzw. Grundvollzug von Antwort: Hören. Was sollte auch einer sagen, dem seinerseits nichts etwas sagt.

Leben ist Leben-mit. So aber ist es nie stärker, ist man nie lebendiger, als wenn man „schwach“ wird, will sagen: Raum gibt, statt zu verdrängen; auf (sich)nimmt, statt abzuwehren; sich ergreifen läßt, anstatt sich einzukapseln. Stärke, „Potenz“, Vermögen, Können ..., welches Wort auch immer man wähle, ihrem Wesen nach ist Lebensmacht Empfänglichkeit.

In diesem Sinn ist auch die Ermahnung Bernhards von Clairvaux an Papst Eugen III. zu lesen, der man jetzt des öfteren begegnet, doch allermeist im Sinn des oben diskutierten Gutseins-zu-sich-selbst. Er solle sich mitunter („non dico saepe, sed vel interdum“) auch „sich selber gönnen“. Warum? „Ich fürchte, daß du im Drang der vielen Geschäfte kein Ende mehr absiehst, deshalb deine Stirn verhärtest und dich allmählich des rechten und hilfreichen Schmerzes beraubst.“ Weil eben nicht bloß die Stirn, sondern das Herz hart wird. „Und frage nicht, was damit gemeint sei; wenn du hier nicht erschrickst, dann ist es dein Herz schon.“<sup>53</sup>

Solches Hartwerden hat das Salz zu verhindern. „Habt Salz“: Ist damit an die Bereitschaft zum Opfer gedacht, was naheliegt, da Salz beim Opfer verwendet wird? Oder ist die Botschaft der Jünger als Salz vorgestellt? Oder gesunder Menschenverstand (Kol 4,6), Nächstenliebe (nach einem rabbinischen Ausspruch, Weisheit in der Endzeit, die Tischgemeinschaft, die im Orient durch das Salz symbolisiert wird, oder einfach ein Friedenssymbol? All das ist schon vorgeschlagen worden. Am nächsten liegt wohl das Verständnis: Habt den Geist des sich opfernden Leidens, des Widerstandes gegen die Welt, aber Frieden untereinander“ (E. Schweizer).<sup>54</sup>

Dem kann ich mich anschließen – bis auf das ‘aber’. Denn statt um Gegensätze handelt es sich für mein Verständnis um zwei Seiten des selben. Frieden – als „edlen“<sup>55</sup> statt „faulen“ – gibt es einzig um den Preis des Kampfes mit dem, was hier Welt heißt, nämlich: Egozentrik – um uns und in uns. Dies ist der Preis für den Frieden eines jeden mit sich. „Wir müssen es uns ... etwas kosten lassen, wirklich das zu sein, was wir wesenhaft sind: sich selbst besitzende, freie sittliche Person“.<sup>56</sup> Und es ist der Preis für den Frieden untereinander.

Die Hauptworte der Überschrift stehen derart für mich nicht in Gegensatz-Spannung. Nicht einmal im Sinn dynamischer Lebenseinheit (R. Guardini),<sup>57</sup> so wichtiger Betonung gegenüber neu-religiöser „Bonbonfarben“-Harmonie ist. Ich lese die zweite Satzhälfte als Explikation der ersten: Salz in sich haben bedeutet lebendigen Frieden; Friede ist, statt zuckrig, scharf und frisch: gesalzen.

Apostolat besagt Sendung. Allen Konkretionen voraus, für die weder ich noch ein Festvortrag zuständig sind, sehe ich in der Sendung der Männer heute wie gestern – und ebenso in der jener, die zu ihnen gesandt sind – im Kern nichts anderes als eben dieses: Sendung.<sup>58</sup> Will sagen, statt „Selbsthaftigkeit des Herzens“<sup>59</sup> Hören auf den Ruf, mannhafter Aufbruch im Verlassen von Elternhaus (Gen 2,24) und Heimat (Gen 12,1ff), „zumal der Gehorsam die erste Obliegenheit einer vernünftigen Seele ist“ (Michel de Montaigne).<sup>60</sup>

Dienst am Abschied („A-Dieu“) von sich selbst (Emmanuel Levinas): „Unterwerfung unter die Anordnung, die dem Menschen – dem Ich – gebietet, für den Anderen verantwortlich zu sein – das ist vielleicht der strenge Name für die Liebe. Liebe, die noch nicht das ist, was das abgedroschene Wort unse-

rer Literaturen und Heucheleien ausdrückt, sondern die eigentliche Tatsache des Nahekommens des einzigen und folglich des absolut Anderen ... Unterwerfung unter eine absolute (An-)Ordnung, unter die Autorität schlechthin bzw. unter die Autorität des Schlechthinnigen oder des Guten ...“<sup>61</sup> Es geht so zuletzt um mehr als Frieden bloß untereinander, nämlich um Frieden vor Gott, um Dienst-Gemeinschaft in Ihm.

Wenn hier ein „konservatives“ Votum für Rollen-Aannahme durchklingt, hat sich nicht verhört (siehe zuvor bezgl. Arbeitsteilung). Vor allem indes ist es ein Plädoyer gegen Wehleidigkeit<sup>62</sup> – um der Freude an der Weisung,<sup>63</sup> um der „großen Freude“ willen, welche eine „strenge Sache“ ist.<sup>64</sup> Und ‘Rolle’ würde ich gern – „halbieren“<sup>65</sup> nämlich sollte sie wirklich nicht bleiben – mit Martin Luther durch ‘Beruf(ung)’ ersetzen (was – ich weiß – erst recht tradiertes Rollen-Denken fortschreibt: „Pflicht statt Zuwendung“<sup>66</sup>, Eigen-Definition durch Beruf ...). Rede ich also für „Einarmigkeit“? Gemeint ist das Gegenteil: Auftun der Arme – statt „Klammern“; Mut – im Aufbruch des Kreises – zur Zweipoligkeit: Öffentlich/Private und dem voraus zur Zweidimensionalität von Du- und Gottesbezug.<sup>67</sup>

Jedenfalls halte ich wenig vom „Ich bin Du“, soll das nun Zahlen- oder Wesensgrenzen unterlaufen;<sup>68</sup> denn einzig, wenn ich nicht du bin und du nicht ich, kann ich dein sein wie du mein – in „lebendiger Asymmetrie“ (Anm. 2): eines des anderen – und wir gemeinsam (nicht wie Ludwig Feuerbach meinte: „Gott“<sup>69</sup>, sondern) Gottes.

So wäre schließlich Dienst-Bereitschaft das Salz der Bewahrung von Gottes Frieden in uns (Lk 10,5f)? Ja, ist die belebende Schärfe des Lebens, das Salz des Salzes zuhächst nicht Er selbst?

## Anmerkungen

- 1 Bedenkenswert übrigens, daß die Begriffe nicht einfach im Gleichgewicht stehen: Feminist(inn)en ergreifen Partei, Maskulinisten sind erst Männer-Forscher.
- 2 H.-B. Gerl, Die bekannte Unbekannte. Frauen-Bilder in der Kultur- und Geistesgeschichte, Mainz 1988, 8; vgl. Dies., Gleichheit und Unterschied. Wo ist die Frauenfrage angelangt?, in: Leb. Zeugnis 50 (1995), 113–125, mit der Empfehlung „gelassenen Unterschieds“ in lebendiger Symmetrie (124).
- 3 Frau und Kirche. Elemente einer wechselseitigen Beziehung, in: H. Pissarek-Hudelist (Hrsg.), Die Frau – in der Sicht der Anthropologie und Theologie, Düsseldorf 1989, 138–151, 150 f. (Zenos Taufpredigt: MPI 11, 479).
- 4 C. Lasch, (The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations, 1979) Das Zeitalter des Narzißmus, München 1980.
- 5 Siehe etwa M. Gasser, Das Selbstbildnis. Gemälde großer Meister, Zürich 1961.
- 6 H. Nibbrig, Spiegelschrift. Spekulationen über Malerei und Literatur, Frankfurt/M. 1987, 14. Siehe auch R. Haubl, „Unter lauter Spiegelbildern ...“ Zur Kulturgeschichte des Spiegels, Frankfurt/M. 1991.
- 7 F. Akashe-Böhme (Hrsg.), Reflexionen vor dem Spiegel, Frankfurt/M. 1992, 44.
- 8 So sehr sie gegen das männliche Mißverständnis im Recht ist, so hätte sie – bei aller männlichen Selbstgefälligkeit (F. Schiller: „Ich bin ein Mann! ...“ Sämtl. Werke (Fricke-Göpfert), München 1973, 179) doch andererseits unrecht, sollte sie meinen, der Mann sei in der Regel ein vor Sehnsucht nach sich selbst dahinschwindender Narziß (11).
- 9 F. Werfel, Spiegelmensch. Magische Triologie, München 1920.
- 10 So seit Platon; vgl. M. H. Abrams, (The Mirror and the Lamp. Romantic Theory and the Critical Tradition, 1953) Spiegel und Lampe. Romantische Theorie und die Tradition der Kritik, München 1978, oder R. Kirsch, Ordnung im Spiegel. Essays, Notizen, Gespräche, Leipzig 1985.
- 11 Alkibiades I. 132 d 133 b. Der Text selbstverständlich weder bei Nibbrig noch bei Akashe-Böhme.
- 12 O. Keel, Deine Blicke sind Tauben. Zur Metaphorik des Hohen Liedes, Stuttgart 1984, 53–62.
- 13 Mainz 1995
- 14 Herrscht heute wirklich mehr Gewalt-samkeit als zu anderen Zeiten, zwischenmenschlich wie im Selbstverhältnis (auch in Klerus und Kloster)? Oder gibt es nicht nur mehr Wehleidigkeit? Ich akzeptiere weder den Angst Verdacht noch lasse ich mich vom Vorwurf des Pharisäertums treffen (Grün 96f), wenn ich nach so viel Muttersorge um das innere Kind, Selbst-Erbarmen, Selbst-Mitleid und Selbst-Zärtlichkeit geradezu Hunger nach männlichem Schwarzbrot, Hilfe zum Sich-Ermannen, Erkräftigung zu Abschied und Entschiedenheit verspüre. Mit Richard Rohr bemerkt (Der wilde Mann. Geistliche Reden zur Männerbefreiung, München 1986, 118): „Wir sind nett, weil uns keiner den Rücken wirklich stärkt und dadurch fähig macht, gut zu sein.“ (Ein Anstoß, wenn gleich in mehrfacher Sinn: Kath. Fernseharbeit beim ZDF [Hrsg.], Die Kirche wickelt sich ab – und die Gesellschaft lebt die produktive Kraft des Religiösen, Mainz 1995, These 1 [und 3].
- 15 Siehe J. Splett, Leben als Mit-Sein. Vom trinitarisch Menschlichen, Frankfurt/M. 1990, Kap. 6: Grundgesetz Freigebigkeit, bes. 100–111.
- 16 J. W. v. Goethe, Artemis-Ausg. 1, 291f.
- 17 R. Guardini, Die Annahme seiner selbst, Würzburg 1960; J. Splett, Spiel-Ernst. Anstöße christlicher Philosophie, Frankfurt/M. 1993, Kap. 1: Sich einlassen auf das Spiel? samt dem ersten Exkurs.
- 18 Lassen wir einmal die Psychogenese auf sich beruhen. Daß Menschen ohne jedes Angenommensein durch Menschen psycho-physisch zugrundegehen, bestreitet niemand. Doch hörige Abhängigkeit von solcher Bejahung zerstört Menschen nicht minder. Philosophisch ist zudem von Gewicht, daß auch der andere Mensch mich nicht wollen, sondern – wie ich selbst – mich nur „annehmen“ kann (auch Eltern, die sich einen Buben wünschen, können sich nicht jenen „Martin“ oder „Thomas“ wünschen, den Gott ihnen schenkt). Die alles tragende Botschaft des Schöpfungsglaubens erklärt: Was immer Menschen aus ihrer Sicht der Dinge sagen mögen, keine(r) von uns ist „passiert“, jeder gewollt und gerufen. (Und wer das etwa im Blick auf Vergewaltigungs-Kinder nicht mittragen wollte, hätte ihnen in Konsequenz die Personwürde abzusprechen.) Angesichts dessen gibt es zu denken, wenn man bei Rohr (Anm. 14, 96) liest: „Die meisten Leute, die zu mir in die Seelsorge kommen, können Gott nicht leiden. Und erst recht sind sie unfähig, ihm zu vertrauen. Das gilt auch für viele Pfarrer und Ordensleute.“ Zu Groll und Haß auf Jesus siehe W. Müller, Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch, Mainz 1995, der (29) B. Hellinger zitiert.
- 19 Vgl. im früheren Ordo Missae das Opferungsgebet „Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti et mirabilis reformasti ...“ (vgl. jetzt das vierte Hochgebet).
- 20 J. W. v. Goethe, Urworte, Orphisch, AAIMON (Artemis-Ausg. I 523).
- 21 Symp. 189c. 193d.
- 22 Der Rhein, Kl. Stuttgarter Ausg. II 149 ff.
- 23 J. Pieper, Über die Gerechtigkeit, München 1953, 121.
- 24 G. M. Martin, „Wir wollen hier auf Erden schon ...“ Das Recht auf Glück, Stuttgart 1970; vgl. J. Splett, Freiheits-Erfahrung. Vergegenwärtigungen christlicher Anthropo-Theologie, Frankfurt/M. 1986, 183–187: Exkurs: Glück.
- 25 Tagebuch, Neujahrstag 1949: Ges. Werke, Frankfurt/M. 1976, II 635ff.
- 26 Der dressierte Mann, Gütersloh 1971; vgl. dazu H. Beck/A. Rieber, Anthropologie und Ethik der Sexualität, München-Salzburg 1982, Kap. 11.
- 27 (The Myth of Male Power, Why Men are The disposable Sex, 1993) Mythos Männermacht, Frankfurt/M. 1995.
- 28 Vgl. Konturen der Freiheit. Zum christlichen Sprechen vom Menschen, Frankfurt/M. 1981, 92–99 (Exkurs: Gerechtigkeit und Liebe); Freiheits-Erfahrung (Anm. 24), Kap. 13: Frieden.
- 29 J. Splett, Der Mensch ist Person. Zur christlichen Rechtfertigung des Menschseins, Frankfurt/M. 1986, Kap. 1: Mit-Menschlichkeit aus dem Glauben, bes. 35ff; Ders., Gerechtigkeit und Frieden, in: (G.B.-Möller/N. Glaltz [Hrsg.], Theologie im Ringen um Frieden (FS E.J.Nagel), Stuttgart 1995, 83–96.
- 30 Siehe der Mensch ist Person (Anm. 29), Kap. 5: Menschliche Geschlechtlichkeit; Freiheits-Erfahrung (Anm. 24), Kap. 6: Sexualität, bes. 149ff. Ansonst nenne ich nur biologisch W. Wick./U. Seibt, Männlich weiblich. Der große Unterschied und seine Folgen, München 1983; soziologisch G. Dux, Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter: Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann, Frankfurt/M. 1992; theologisch Joh. Paul II., Mann und Frau schuf Er, Grundfragen menschlicher Sexualität, München 1981.
- 31 H.-J. Weinz, Männer in Ehe und Familie, in: Mann in der Kirche, Informations- und Impulse für Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen, 2 (1994) H. 4, 21–32, 24. (R. Welter-Enderlin, Paare, Leidenschaft und lange Weile, München 1992).
- 32 Dienstanweisung für einen Unter-teufel, Freiburg 1961, 112f.
- 33 W. Farrel (Anm. 27) 21: „... dann vertrat ich in meinen Antworten die Sicht beider Geschlechter. Fast über Nacht verebbte der laute Applaus. Nach jedem Vortrag kamen nun nicht mehr drei, vier neue Anfragen. Meine Finanz-polster schwanden.“
- 34 B. Nitzschki, Männlichkeit, in: H. Bonordin (Hrsg.), Was ist los mit den Männern? Stichworte zu einem neuen Selbstverständnis, München 1985, 117–124, 122.
- 35 S. Metz-Gockel, Mann bleibt Mann? Empirische Daten über das aktuelle Selbstverständnis der Männer, in: G. Fuchs (Hrsg.), Männer. Auf der Suche nach einer neuen Identität, Düsseldorf 1988, 7–26, 12f.
- 36 M. Roentgen, Experimente erwünscht. Wege zur Spiritualität für Männer heute, in: Leb. Zeugnis 50 (1995) 126–136, 132.
- 37 H. Meesman/B. Sill (Hrsg.), Androgyn. „Jeder Mensch in sich ein Paar!“ Androgynie als Ideal geschlechtlicher Identität, Weinheim 1994.
- 38 N. Hinske, Lebenserfahrung und Philosophie, Stuttgart/Bad Cannstatt 1986, 85, Thomas Cariyle zitierend.
- 39 Ich greife im folgenden auf Kap. 3: Ganzheit? in: Leben als Mit-sein (Anm. 15) zurück.
- 40 C.S. Lewis, Die Abschaffung des Menschen, Einsiedeln 1979, 82.
- 41 Sermo I XIX 3: „... videntem videre“
- 42 (L'Action, 1893) Die Aktion, Freiburg-München 1965, 405.

- 43 Übrigens auch zitiert von B. Kress in Fuchs (Anm. 35) 42 (Der neue und der alte Mann).
- 44 T. W. Adorno, (Anm. 36, 131) *Minima Moralia*, Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Nr. 122, Frankfurt/M. (1951) 1962, 255: „Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.“ (Distinguo: Stärke gegen dich ... concedo; Stärke für dich ...: was in dir wehrt sich? Doch geht es hier um mehr; ausführlicher: Spiel-Ernst (Anm. 17), Kap. 4: Schwachheit als Gnade und Wohltat des Schmerzes.)
- 45 Lao-tse, (Anm. 36, 133) *Tao-Té-King II* 78.
- 46 Horaz, *serm. II 7* (86): „wie eine Kugel abgerundet und vollkommen ...“
- 47 Anm. 14: 126.
- 48 Zu schweigen von konkreten Manifesten wie V. E. Pilgrim, *Der selbstbefriedigte Mensch*, München 1975, oder einer Handreichung für Jugendliche (München 1986), die das Kapitel zur Selbstbefriedigung überschreibt: Zärtlichkeit mit jemandem, den ich mag.
- 49 Rohr (Anm. 14) 129.
- 50 Leon Bloy: „Es gibt nur eine Traurigkeit, kein Heiliger zu sein“ (der beständige Zeuge [R. u. J. Mar...], Salzburg 1953, 336-339. Das Problem (J. M. Perrin, [L'Évangile de la Joie, 1954] Die acht Seligkeiten als Botschaft der Freude. Freiburg 1959, 84): „aber diese Trauer spüren nur die Heiligen wirklich.“
- 51 Anm. 42: 51.
- 52 R. Descartes hat es „noch für paradox gehalten, Rezeption als ein Tun ('actio') verstehen zu wollen“. H. S. Hoffmann, *Rezeptivität*, in: HWP 8, 1009-1013, 1011.
- 53 De consideratione I 5(6) und 2(3) (*Opera omnia*, Romae 1957 ff, III 400 u. 396).
- 54 Das Evangelium nach Markus (1 NTD), Göttingen 1968, 113.
- 55 M. Rinkart (Gotteslob, Nr. 266).
- 56 J. Pieper, *Zucht und Maß. Über die vier Kardinaltugenden*, München 1955, 75.
- 57 Der Gegensatz. Versuche zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten, Mainz 1925.
- 58 D. J. Levinson, (Theo Seasons of a Man's Life, 1978) Das Leben des Mannes. Werdenskrisen, Wendepunkte, Entwicklungschancen, Köln 1979, spricht bedenkenswert vom Dienst des Mentors: 144ff und öfter (Register).
- 59 A. di Saint Exupéry, (1 a citadelle) Die Stadt in der Wüste, Nr. 6 (Ges. Schriften, München 1978, II 46).
- 60 Essais II 12 (Auswahlausg. [H. Luthy], Zürich 1953, 440)
- 61 (Diachronie et représentation, 1988) Diachronie und Vergegenwärtigung, in: F. J. Klehr (Hrsg.). Den Andern denken. Philosophisches Fachgespräch mit Emmanuel Levinas, Stuttgart 1991, 143-167, 162 (geändert nach dem Grundtext in: E. Levinas, *Entre nous*. Essais sur le pen ... Paris 1991, 193 f).
- 62 "So könnte in einem sublimen Sinne der ekstatische Ausbruch des kreatürlichen Subjektes aus sich selbst, um sich bedingungslos der Freiheit Gottes zu übergeben, schon in Wahrheit auch Schmerz bedeuten, mit dem auf jeden Fall die Seligkeit, von sich losgekommen zu sein, bezahlt werden muß, so daß, was wir sonst als Leid einschätzen, doch nur das Analogon davon auf einer niedrigeren Seinsstufe wäre.“ (K. Rahner, Warum läßt Gott uns leiden?, in: Schriften ... XIV 450-466, 464 f).
- 63 Am 22. bzw. 23 Tishri feiert Israel Simchat torah, das Fest der Torafreude, Siehe E. Levinas (*Difficile liberté*, 1976) Schwierige Freiheit. Versuch über das Judentum, Frankfurt/M. 1992, 31 (Eine Religion für Erwachsene).
- 64 "Freude erfordert mehr Hingabe als der Schmerz. Sich der Freude hingeben heißt, genau so weit das unbekannte Dunkle herausfordern.“ H.v. Hofmannsthal, *Buch der Freunde*, Frankfurt/M. 1965, 33. Seneca, *Ad Lucil. III 2* (23): „magnum gaudium re.. serverá.“
- 65 P.M. Zulehner, zitiert bei M. Humml, *Mannsein – angesichts der Emanzipation der Frau*, in: *Leb. Zeugnis* 46 (1991) 165-178, 172.
- 66 Für eine Bestätigung weiblicherseits nenne ich nur C. Gilligan, (In a Different Voice, 1982). Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1988.
- 67 Einarmigkeit: Anm. 36: 132; Anspielung auf Hilde Domins Gedicht *Ecce Homo* (Ich will dich, München 1970, 19), dort stehen unser aller Einarmigkeit die offenen Arme des „Hier-Bin-Ich“ gegenüber. Zweipoligkeit: z. B. Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, Stuttgart 1960, Kap. 2: Der Raum des Öffentlichen der Bereich des Privaten. Zwei-Dimensionalität: Freiheits-Erfahrung (Anm. 24), Kap 14: Ja zu Gott und zum Menschen.
- 68 E. Badinter, (l' un est l'autre, 1986) Ich bin Du. Auf dem Weg in die androgyn Gesellschaft, München 1994.
- 69 Grundsätze der Philosophie der Zukunft (1843), Nr. 60: „Die Einheit von Ich und Du – ist Gott.“ Keinen Einspruch jedoch zu seinem Insistieren auf (Nr. 56) „der Unterscheidung in Ich und Du“ und (Nr. 59) einer „Einheit, die sich aber nur auf die Realität des Unterschiedes von Ich und Du stützt.“ Sämtl. Werke (Bo./Jodi), Stuttgart-Bad Cannstatt 1959, II 317 f.

## KURZ NOTIERT

### Rolle der Frau im Mittelpunkt des Mediensonntags 1996

Vatikanstadt, 24.10.95 (KNA) Papst Johannes Paul II. hat die Rolle der Frau in der Gesellschaft in den Mittelpunkt des „Welttags der sozialen Kommunikationsmittel“ 1996 gestellt. Wie der vatikanische Pressesaal am Dienstag mitteilte, lautet dessen Thema „Die Medien: Forum der Gegenwart zur Förderung der Rolle der Frau in der Gesellschaft“. – Der Mediensonntag findet weltweit am 19. Mai statt, in Deutschland wird er wegen der Spendenaktion für das Osteuropa-Hilfswerk „Renovabis“ jedoch erst am zweiten Sonntag im September begangen, 1996 also am 8. September.

Die Wahl des Themas sei ein weiterer Beweis des Interesses von

Johannes Paul II., die Rolle der Frau in der Gesellschaft und in der Kirche zu beschreiben, erklärte der Präsident des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel, Erzbischof John Foley. Der Papst sei überzeugt, daß die Medien für eine Förderung der Rolle der Frauen in der Gesellschaft viel tun könnten. Durch Information wie durch Veranstaltungen könnten die Medien die Rolle der Frauen als Ehefrauen und Mütter hervorheben und gleiche Rechte und Möglichkeiten für die Frauen in Karriere und Beruf fördern. Der Papst wisse gleichzeitig, daß die Medien die Frau auch ausnutzen könnten, so Foley.

### Zwei von drei Amerikanern glauben an die Existenz des Teufels

Washington, 6.11.95 (KNA) Zwei Drittel aller Amerikaner glauben an die Existenz des Teufels. Zudem wurden 37 Prozent nach eigenem Bekunden bereits persönlich vom Teufel in Versuchung geführt. Dies ergab eine Umfrage des Nachrichtenmagazins „Newsweek“, die am Wochenende veröffentlicht wurde. Nach Angaben des Blattes zeigte sich bei der Erhebung ein deutlicher Unterschied zwischen der Gesamtheit der Amerikaner und protestantischen Christen. Während 66 Prozent aller Befragten von der Existenz des Teufels ausgingen, liege die Zahl unter amerikanischen Protestanten noch um 19 Prozent höher. – Bei der Erhebung wurden 752 Erwachsene befragt.

## KIRCHENGESCHICHTE

## „Die Zeit ist erfüllt“ (II)

Aspekte neutestamentlicher Zeitgeschichte  
300 vor bis 100 Jahre nach Christi Geburt

Johannes Cofalka

**4. Das jüdische Volk, seine religiös-politische Verfassung, der Messias und die geistesgeschichtlichen Strömungen.**

Die religiöse Kraft des jüdischen Volkes ist wohl in dem engen Zusammenhang von Herkunft, Religion und Geschichte zu sehen. Strenge Sitten, Moral und Ethik, aber auch das Festhalten am Glauben der Väter gaben dem Volk Widerstandskraft und Zukunftsgewißheit. Am stärksten aber wird der unmittelbare Wille Gottes, dieses Volk zu führen, auf das Volk und seine eigene unvergleichliche Geschichte gewirkt haben. Die Ehrfurcht vor dem jüdischen Volk ist die Voraussetzung für das Verständnis der jüdischen und schließlich der christlichen Weltanschauung.

Im Mittelpunkt der jüdischen Gottesverehrung stand bis zum Jahre 70 n.Chr. der Tempel und der Opferdienst. Jeder Jude sehnte sich danach, den Tempel zu sehen und in seinen Vorhöfen zu beten. An den großen Festen, vor allem am Osterfest, Pfingstfest und Laubhüttenfest, kamen Juden aus aller Welt in Jerusalem zusammen. Hier herrschte zur römischen Zeit politische Hochspannung. Dann verlegten die römischen Prokuratoren ihre Residenz von Caesarea nach Jerusalem.

Die oberste Gerichtsbehörde in Jerusalem, das Synedrium, war für das gesamte Judentum von maßgebender Bedeutung. Dieser „Hohe Rat“ zählte 71 Mitglieder aus den Vertretern der sadduzäischen Priester, der Schriftgelehrten, hauptsächlich Pharisäer, und den Ältesten, die aus den vornehmsten Familien kamen. Es waren nur Männer. Den Vorsitz führte der

Hohepriester. Der Hohe Rat entschied als letzte Instanz in allen Angelegenheiten. Todesurteile bedurften der Bestätigung durch den römischen Prokurator. Der Hohe Rat war zugleich die oberste Behörde des Judentums in Heimat und Diaspora.

Die Einzelgemeinden wurden von Ältesten verwaltet. Mittelpunkt des religiösen Lebens bildete die Synagoge, in der ein Synagogenvorsteher am Sabbat den Gottesdienst leitete, wesentlich als Wort- und Lesegottesdienst. Einen Priesterstand außerhalb des Tempels gab es nicht. Jeder erwachsene männliche Jude durfte in der Synagoge sprechen, auch Gäste, wie z.B. Jesus oder später Paulus auf seinen Missionsreisen, solange er nicht angefeindet wurde (Mt 1,21; Lk 4,31; Lk 4,15;16-27).

Etwa fünf Millionen Juden lebten zur Zeit Jesu im römischen Reich, vielleicht eine halbe Million im Mutterland und drei bis vier Millionen in der Diaspora.

Das Diasporajudentum mußte auch die römische oder griechische Sprache annehmen. Damit ergab sich die Notwendigkeit, zwischen 270 und 250 v.Ch. die heiligen Bücher in das Griechische zu übersetzen. Auf Befehl des Königs Ptolemäus Philadelphos (285-247) begannen 70 jüdische Gelehrte (lat. septuaginta = 70) in Alexandria mit der Übersetzung. Sie bildete die Grundlage für die Übersetzung ins Lateinische durch Hieronymus (etwa 400 n.Chr.) in der „Vulgata“ (348-420), wobei Hieronymus auch den hebräischen Text hinzuzog (A. Läpple). Mit der Übersetzung des Alten Testaments öffnete sich für die Offenbarung Gottes der Weg in die Welt (O. Kuss). In Alexandrien machte der bedeutendste Vertreter des hellenisti-

Teil I: Heft 221

1. Vorbemerkung
2. Roms Vorstoß nach Osten
3. Die Zeit nach Christi Geburt

Anmerkungen zu Teil I

Teil II: Heft 222

4. Das jüdische Volk, seine religiös-politische Verfassung, der Messias und die geistesgeschichtlichen Strömungen.
5. Schlußbemerkung

Anmerkungen zu Teil II

Quellen und Literaturverzeichnis

schen Judentums, Philo, (etwa 20 v.Chr. – 40 n.Chr.) den Versuch, durch eine allegorische Auslegung die hellenistische Philosophie aus dem Gesetz des Moses zu entwickeln. Dabei gelang ihm die Verquickung von jüdischer Geistigkeit und Religion mit der griechischen Philosophie. Er griff wieder auf die Wort „Nus“ und „Welt nus“ als den Schöpfer zurück und führte die Begriffe „Logos“ und „Idee“ in das philosophische Denken ein, obgleich der Begriff des Logos im Johannesevangelium einen völlig neuen, anderen Inhalt bekam. Philo war ein Wegbereiter der Mystik, in der er die griechische Philosophie und den Mysterienkult in eine Frömmigkeitssehnsucht zusammenband.<sup>9</sup>

Auch außerhalb der Offenbarungsgeschichte ist ein Gedanke des Judentums um die ganze Welt gegangen: der Glaube an den einen, einzigen Gott, der Monotheismus. In keinem anderen Volk, in keinem anderen Kulturkreis hat sich der Eingottglaube mit so unmittelbarer Kraft durchgesetzt.



Dieses jüdische Volk kämpfte aber auch für die Reinerhaltung dieses Glaubens und bewahrte diesen Glauben über die Zeitwende hinaus. Die Ehrfurcht vor dem gewaltigen Gott verbot es, seinen Namen auszusprechen. Nur die Umschreibungen „der Lebendige“, „der Ewige“, „der Unsterbliche“ usw. waren erlaubt. Später waren es auch ganz unpersönliche Begriffe, die in der Beziehung zu Gott Eingang fanden, „Die Herrlichkeit“, „die große Majestät“ und andere. Die Folge war, daß Gott in eine unzugängliche Ferne rückte und den Menschen fremd zu werden drohte. Erst wenn man sich das vor Augen hält, gewinnt die Gottesverkündigung Jesu ihr ganzes Gewicht (0. Kuss).

Die gefährlichsten Unterströmungen waren für das jüdische Volk die aus anderen Ländern und Kulturkreisen kommenden Göttervorstellungen aber auch die Annahme mancher Herrscher, sich den Namen „Gott und Herr“, anzueignen (Domitian). Die Nachfolger Alexanders Seleukos und Ptolemäus (nach 323 v.Chr.) nannten sich in übersteigertem Selbstgefühl „Gott“, „Heiland“, später auch Antiochus IV. (Epiphanes).

Durch seine Angriffe auf den Tempel und seinen Namen forderte er die religiöse Würde des Judentums heraus. Hinzu kam, daß in der Begegnung mit anderen Völkern andere Götterverehrungen jüdische Vorstellungen gefährdeten: der Phrygische Attis, der ägyptische Osiris, der syrische Ädonis, der griechische Dionysos, die ägyptische Isis, die phrygische Kybele und die semitische Astarte. Diese Göttervorstellungen verschmolzen mit der Zeit und die vorher unüberbrückbaren Unterschiede begannen sich zu durchdringen. Das begünstigte dann die Ausbreitung des jüdisch-christlichen Eingottglaubens, wenn auch der Monotheismus des Christentum<sup>10</sup> sich durch die Offenbarung Jesu als das Geheimnis des Dreifaltigen Gottes als sein eigentliches Wesen zu erkennen gab. (J. Felten, C. Schneider, H. Schürmann).

Niemand im jüdischen Volk hätte zur Zeit der Geburt Jesu Christi und danach sagen können, er wüßte nichts von einem Messias. Der Messiasgedanke war in der mündlichen Überlieferung und in

den heiligen Schriften seit 1.000 Jahren so stark ausgeprägt, daß die Hoffnung auf ein neues Königtum und auf Erlösung fast greifbar geworden war. Diese Hoffnung war nicht nur mit der auf David gründenden Königsherrschaft verbunden, sondern sie hatte durch das Buch Daniel starke Impulse erhalten, in dem in faszinierenden Bildern vom „Menschensohn“ die Gestalt des „Messias“ nahe rückte (Daniel Kap. 7).<sup>11</sup>

Einen leidenden Messias jedoch hätte man sich nicht vorstellen können, obgleich er bei Isaias und anderen Propheten bereits deutlich erkennbar wurde. Der Messias – der Gesalbte, Christos – als Hoffnung verband sich in dem bedrängten Volk, das über Jahrhunderte Demütigung und Leiden ausgesetzt war, mit Befreiung, irdischer Herrschaft, Triumph. Selbst die Priesterschaft und die Gesetzeslehrer scheinen nicht erkannt zu haben, daß dem Messias das Göttliche zukommt, schon gar nicht, daß Gott selbst sich in ihm verbirgt (Mk 3,1–6; Joh 8,59; 10,31). Die beschwörende Vorhaltung an Jesus durch den Hohenpriester wird in Mt 26,63; Mk 14,61; Lk 23,35; Mt 27,40 deutlich: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du der Messias bist, der Sohn Gottes“ (Mt 26,63) oder „wenn du der Sohn Gottes bist, steig herab vom Kreuz“ (Mt 27,40) (Schuchert).

Die „Acht Seligkeiten“ (Mt 5,3f) sind den irdischen Vorstellungen hart entgegengesetzt (J. Felten). Es gibt aber im Alten Testament durchgängig von Anfang an eine Linie der Messiasprophetie, von Genesis 3,15 bis Zacharias 12,10.

Von Rom aus entfaltet sich eine bisher unbekannte Ordnungsvorstellung. Die neue Gesamtordnung hebt die Grenzen der Nationalität auf und reiht die Völker in eine Staatsfamilie unter einer Regierungshand ein. Das Imperium, bzw. Reich, siegt über die Individualität des Griechentums. Die unsterbliche Kaiseridee („semper Augustus“) tritt aus nationaler Enge in den „Orbis Terrarum“, wo jeder ohne Rücksicht auf nationale Zugehörigkeit, Afrikaner, Araber, Traker, Illyrer, Kaiser werden konnte (A. Schuchert, A. Bergstraesser).

Es gab in römischer Zeit zwar religiöse Toleranz, aber nur, wenn

das religiöse Bekenntnis sich dem Kaiserkult, dem gottgleichen Herrscher durch Opferhandlung unterwarf.

Das war dann das, was den Gegensatz zwischen dem römischen Verständnis einer Weltkultur und der Weltweite des Christentums unter dem Kreuz Jesu Christi ausmachte.

Die „Pax Romana“ war solange Friede, als Voraussetzung für Wohlstand und Kultur, als dem Kaiser die Opferhuldigung geleistet und dem eigenen Gott abgeschworen wurde.

Die Verehrung eines unsichtbaren Gottes erschien den heidnischen Römern mit ihren unzähligen Gottheiten als Atheismus, und ein gekreuzigter Gottessohn entsprach einer Absurdität, die nicht gedacht werden konnte.

Die Identifizierung der Christen mit einer gefährlichen Sekte oder Geheimorganisation stellte sich leicht, wenn man nicht gewillt war einen Schöpfer und Erlöser anzuerkennen, der weltweit eine neue Ordnung und eine neue Schöpfung verkündete.

Mit dem Eintritt Gottes in die Welt, indem in der jüdischen Jungfrau Maria „das Wort Fleisch geworden ist“, entsteht „eine radikal neue Gottesoffenbarung, eine Offenbarung, die alle vorausgegangenen Offenbarungen menschlich gesehen, unendlich überschreitet“ (J. Auer, J. Ratzinger II,158).

Das Neue im neutestamentlichen Glauben ist, „daß sich in Jesus JAHWE nicht wie in den alttestamentlichen Propheten, sondern vielmehr leibhaftig geoffenbart hat“ (J. Auer, J. Ratzinger II, 160).

Die Existenz christlichen Lebens beginnt nunmehr mit dem Taufbekenntnis „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

Sowohl Petrus (1 Petr 4,12 f) als auch Johannes (1 Joh 1) sprechen in ihren ersten Briefen in großer Sorge um die junge Kirche von den Gefahren, die schon am Horizont sichtbar werden. Petrus weist auf die „Feuersglut“ der Leiden hin, Johannes blickt auf den Anfang der Verkündigung und auf die Zeugenschaft der Verkünder: „Was von Anfang an war“ ... „das Leben ist erschienen und wir haben gesehen und bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim

Vater war und uns erschienen ist“.

Falsche Zeugen sind von außen in die Kirche eingebrochen (Offbg 2,13) und gefährden die wahre Lehre (Gnosis).<sup>13</sup>

Die Paulusbriefe, der Hebräerbrief, die Apokalypse wie auch das ganze Evangelium, beinhalten einen unübertrefflichen Optimismus, eine zuversichtliche Freude, die, obgleich oft in Gefangenschaft und Sorge mitgeteilt, das Wissen um die Wirklichkeit Gottes vermittelt.<sup>14</sup>

Als Petrus seinen ersten Brief aus Rom an die fünf Gemeinden in Kleinasien sandte, hatte er damit das erste päpstliche Rundschreiben an die Christen der damaligen und jetzt auch der ganzen Welt gerichtet.

Wo er in diesem Brief eine „königliche Priesterschaft, als auserwähltes Volk in Eigenbesitz“ ins Bewußtsein ruft, blickt er zurück auf jene Worte im Buch Leviticus, die bereits oben angeführt wurden: „Werdet mir heilig, weil ich heilig bin. Ich schied euch ab von den Völkern, um mein zu sein“. Das Ziel der Zeitgeschichte hat einen Namen, der allen Christen aufgegeben ist und in dem der verkündet wird „der euch aus der Finsternis

berufen hat in sein wunderbares, („staunenerregendes“) Licht“, wie Petrus, schon vom Tod bedroht, lobpreist (1 Petr 2,9).

Petrus erlitt den Märtyrertod wie auch Paulus etwa im Jahre 67. Nach dem Brand Roms setzte die erste römische Verfolgung ein. Die Grausamkeiten Neros sind unbeschreiblich. Bischof Clemens von Rom erwähnt etwa im Jahre 96 in einem Brief an die Korinther Petrus und Paulus zusammen als Opfer dieser Verfolgung, in dem sie Zeugnis wurden für die Offenbarung Jesu Christi.<sup>15</sup>

## 5. Schlußbemerkung

Jede Zeitgeschichte aus christlicher Sicht, gleich welche Epochen umfaßt werden, steht zwischen den beiden Stellen des Alten und Neuen Testaments Gen 3,15 und Apk 12,1 in denen „die Frau in der Sonne“ als das „große Zeichen“, das „Jetzt“, d.h. den sieghaften Triumph des auferstandenen Christos ankündigt, wie auch der Engel an Maria im Namen des Dreifaltigen Gottes ankündigt, daß das Erlösungswerk in ihr beginnen wird (Lk 1,30f).

en mußte sich dort einstellen, wo das Wort Reich, Königtum oder Kaiser mit bestimmter auch bereits geschichtlichen, Bewußtseinsinhalten und Ansprüchen verbunden war.

- 13 Die Gnosis, eine der gefährlichsten Irrlehren des frühen Christentums. Religiös-heidnische Geisteshaltungen verbanden sich mit der Vorstellung, Erkenntnis und Erlösung kraft eigener Erkenntniskraft zu erlangen. Nicht die Erlösung und der Opfertod Jesu begründen das Geheimnis der Taufe. Ein Lichtreich steht der Fülle des Bösen, in dem sich der Gnostiker gefangen weiß, entgegen. Sein Heil ist die Erkenntnis, daß „sein Pneuma von Natur göttlicher Art ist“. Eine christlich beeinflusste Gnosis erkennt Jesus nicht als den Sohn Gottes, als den menschgewordenen Gott an. Die Geburt aus der gottgewählten Jungfrau wird geleugnet. Der Denkansatz ist dem christlichen entgegengesetzt. In der Offenbarung Jesu ist „der Schöpfer-Gott zugleich der Vater Jesu.“ Jesus ist Messias, Menschensohn, Sohn Gottes, die zweite Person der Dreifaltigkeit.
- 14 Die junge Kirche mußte damit rechnen, daß die Vorstellungen verkündeter und gelebter Ethik und Moral mit dem Zugang der getauften Heiden, die aus einer anderen Geisteswelt kamen, Widersprüchen und Befremdung konfrontiert werden würden, weil in der Welt des Heidentums andere Wertvorstellungen galten, als in der nun verkündeten Botschaft Jesu Christi.
- 15 Über den Brand Roms gibt es unterschiedliche Meinungen. Auf Tacitus (annales XV 38,8) stützt sich die Auffassung, daß das Feuer im Circus Maximus und dem nahe gelegenen Markt die Feuersbrunst ausgelöst hat. Dagegen spricht Sueton (Nero 38/39, Vespasian 8,5), indem er ein Gerücht wiedergibt, wonach Nero angesichts des Brandes singend auf der Kithara gespielt habe.

## Anmerkungen

- 9 Philo v. Alexandria, Hypothetica 1,1,1. (Philo, etwa 20 v.Chr. bis 50 n.Chr.) ist nicht nur Philosoph, sondern auch Mystiker. Er verbindet Glaube und Wissen und übernatürliche Offenbarung mit griechischer Philosophie. Der Penta-teuch des AT ist für ihn jedoch der Ausgangspunkt, auch zum Verständnis der griechischen Geisteswelt. – Wer Gott sucht, erhält auch die göttliche Kraft, ihn zu finden. Aristoteles und die platonische Ideenlehre bilden einen geistigen Hintergrund. Gott bleibt unerkennbar, als „Nus“ durchdringt er das All, als „Logos“ ist er die „Idee der Ideen“, Ebenbild Gottes. (E. Krebs, Der Logos als Heiland im ersten Jahrhundert, 1910) Der Logos des Johannes-Ev. hat jedoch andere Ursprünge.
- 10 Joseph Lortz, Wie kam es zur Reformation, Einsiedeln 1950: „Christentum ist Monotheismus, gewiß. Aber die Definition wird sofort grundfalsch, wenn man sie umkehrt, und wenn man formuliert, wie es jüngst so oft geschah: Monotheismus ist Christentum. Dann fehlt dem Christentum das eine unterscheidende und unentbehrliche Element: Jesus Christus. Dann werden alle höheren

Religionen mehr oder weniger gleichwertig; es ergibt sich eine Unterbewertung des Dogmas, und es droht der Relativismus.“ (S. 54)

- 11 Messias Hoffnung klingt auch in den Psalmen an (Ps 17,32 u. 32–36): „... laß ihnen erstehen, o Herr, ihren König, den Sohn Davids ...“ ... „er herrscht als gerechter König“ ... „ihr König ist der Gesalbte des Herrn“ Vom gesalbten Herrn (Christos Kyrios) redet auch der Engel bei der Verkündigung an Maria (Lk 2,11): „heute ist euch der Heiland geboren, Christus, der Herr.“ Bei Zacharias, zitiert von Lukas 1,68–71 lautet der Hoffnungsruß: „Er hat sich seines Volkes angenommen und ihm Erlösung bereitet. ... Er errettet uns von unseren Feinden und aus der Hand aller, die uns hassen.“
- 12 Ringsum in der geschichtlichen Umwelt des Judentums und der frühen Kirche, aber auch in der heidnischen Welt rief das Wort vom Reiche Gottes, z.B. im Vater Unser, in den Evangelien, Briefen und Predigten eine recht unterschiedliche, bis zur Provokation reichende Wirkung hervor. Ein feindseliges Mißtrau-

## A. Primärquellen

Altes und Neues Testament, Graece et Latine, Nestle-Aland  
Altes und Neues Testament, Übers. M. Stenzel, J. Kürzinger  
Bibliothek der Kirchenväter, Kempten  
Flavius Josephus, Jüdische Altertümer, Wiesbaden 1977  
ders., Der Jüdische Krieg, Wiesbaden 1977  
ders., Kiel 1882 und J. Brüne Wiesbaden 1912/1  
Flavii Josephi, Opera Omnia, Hrsg. Dindorf, Paris 1845-47  
Sueton (Gaius Suetonius Tranquillus), Kaiserviten  
Tacitus (Cornelius) Annalen

## B. Quellensammlungen

Barrett C.K., Die Umwelt des Neuen Testaments, Ausgewählte Quellen, Hrsg. C. Colpe, Tübingen 1958

Ein ausführliches Literaturverzeichnis kann beim Verfasser erfragt werden.

## TSCHECHEN UND DEUTSCHE

# Neue alte Nachbarn und alte neue Probleme

## Postkommunistische Außenpolitik gegenüber der Bundesrepublik Deutschland

Björn F. Schulz

Die Außenpolitik der Tschechoslowakei (CSFR) und in der Nachfolge seit 1993 der Tschechischen Republik (CR) gegenüber Deutschland, war nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems geprägt von der Bewältigung der Transformationsprozesse und der Bewältigung der gemeinsamen Vergangenheit. Damit kann die CSFR/CR in der postkommunistischen Phase Europas als ein Beispiel der Außenpolitik von Reformstaaten gegenüber der Bundesrepublik gelten.

Die Ideologie und das Gesellschaftssystem Kommunismus fing 1980 mit der Solidarnosc-Bewegung in Polen an zu zerbrechen und fand sein Ende in den Revolutionen von 1989 bis 1991 in den bis dahin totalitären Staaten Ost- und Mitteleuropas. Der Mißbrauch der Ideologie und die Gewaltherrschaft hatten es der Sowjetunion ermöglicht, sich in den Folgen des Zweiten Weltkrieges ein System von Satellitenstaaten zu errichten. Diese wurden im Sinne des Machterhalts nach Innen und der einheitlichen Dogmatik nach Außen von despotischen Vasallen verwaltet. Die Bevölkerung dieser Länder hat in Freiheitskämpfen unterschiedlicher Art die Regime abgeschüttelt und ihren Nationen die staatliche Souveränität zurückgebracht.

Die Loslösung von der kommunistischen Ideologie und der sowjetischen Hegemonie bedeutete, daß eine Neuorientierung in der Innen- und Außenpolitik der nunmehr postkommunistischen Staaten notwendig wurde.

Die innerstaatliche Aufgabe war und ist, auch noch nach fünf Jahren ein erfolgreicher Transformationsprozeß des Systems zu Demokratie und Marktwirtschaft,

Aufbau eines Sozialsystems und eine Rekonstruktion der Zivilgesellschaft. Diese inneren Prozesse gehen Hand in Hand mit der Ausweitung individueller und organisierter Kriminalität, die in den betroffenen Ländern unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Der Staat muß um die Wahrung seines Gewaltmonopols bemüht sein, da sonst rechtsstaatliche und marktwirtschaftliche Strukturen nicht durchsetzbar sind. Das auffälligste Beispiel ist in diesem Zusammenhang Rußland, wo in großem Ausmaß staatliche Sicherheits- und Kontrollorgane von organisierter Kriminalität durchsetzt sind und der Staat sein Gewaltmonopol verloren hat.

Gleichzeitig mußte auf dieser Basis aufbauend ein neues Geflecht bi- und multilateraler Beziehungen zu anderen Staaten und Internationalen Organisationen entstehen. Und das nicht nur um seiner selbst Willen, sondern um die staatlichen Interessen zu wahren und durchzusetzen. Deren Kern ist die erfolgreiche innerstaatliche Transformation und die internationale Emanzipation. Das heißt, die Außenpolitik postkommunistischer Staaten steht in besonderer Abhängigkeit von ihrem inneren Zustand. Aber dieser innere Umbau hängt nicht zuletzt von dem gelungenen Aufbau auswärtiger Beziehungen zu anderen Staaten ab. Denn diese anderen Staaten können bei der Aufgabenbewältigung helfen oder sie behindern. Diese wechselseitige Abhängigkeit bedingt also zunächst die Außenpolitik postkommunistischer Staaten.

Und an dieser Stelle tritt die Bundesrepublik Deutschland in Erscheinung: Sie ist einer der Staaten, mit denen die oben be-

schriebenen Akteure bevorzugt Beziehungen aufnehmen wollen. Dieses erklärt sich aus der geographischen Lage Deutschlands, der politischen, wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Bedeutung der Bundesrepublik sowie der deutschen historischen Verknüpfung mit den mittel- und osteuropäischen Ländern.

Das Beispiel der Außenpolitik der Tschechoslowakei gegenüber Deutschland seit 1990 macht dieses deutlich. Nach der friedlichen Auflösung der CSFR 1993, wurde die bisherige Politik von der Tschechischen Republik kontinuierlich fortgeführt.

Nach den ersten freien Wahlen im Juni 1990 in der CSFR und mit der Deutschen Einheit im Oktober 1990 standen sich nunmehr mitten in Europa zwei souveräne Demokratien gegenüber. Die Tschechoslowakei hat mittlerweile eine parlamentarische Demokratie verwirklicht und ist mit einem straffen Reformprogramm bemüht, marktwirtschaftliche Strukturen umzusetzen. Der fortschreitende Verfall des Warschauer Pakts, die Zunahme von Konflikt und Krise im ost- und südosteuropäischen Raum und nicht zuletzt der Zerfall von Sowjetunion und Jugoslawien, führen anfangs der neunziger Jahre zur Destabilisierung der europäischen Sicherheitsstrukturen. Das Bedrohungsgefühl der Tschechoslowaken durch die Sowjetunion war nie so ausgeprägt wie vergleichsweise in Polen. Nach der Trennung von der Slowakei, entfiel dieser Faktor fast völlig und er spielt in der tschechischen Sicherheitspolitik keine andere Rolle als bei uns. Der Visegrad-Verbund (Polen, Ungarn, Tschechoslowakei) als mitteleuropäisches Stabilitätsbündnis wurde vom We-

sten stets überbewertet und er besitzt kaum Integrationskraft. Dieser Bund besteht spätestens faktisch nicht mehr seit dem Beginn der Partnerschaft für den Frieden. Weiterhin steht die CSFR/CR den westlichen Wohlstandsstaaten gegenüber, die in der Europäischen Gemeinschaft wirtschaftlich geeint und in der NATO sicherheitspolitisch und militärisch verbunden sind. Und sie hat Deutschland als Nachbarn.

Deutschland ist einerseits durch die Aufgaben der Vereinigung ökonomisch und gesellschaftlich stark gebunden. Andererseits ist die Bundesrepublik souverän geworden und kann ihre politische Machtposition verstärken, ökonomisch bieten sich ihr durch die Wiedervereinigung und die Ostöffnung langfristige neue Chancen. Sie ist in der NATO fest verankert und ist der gewichtigste Staat in der Europäischen Gemeinschaft.

Im Besonderen ist das Verhältnis der Nachbarn durch die deutsche nationalsozialistische Vergangenheit geprägt, was ein kurzer Rückblick verdeutlichen kann: Nachdem Hitler es verstanden hatte, die Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei für seinen Expansionsdrang zu instrumentalisieren, besetzte er 1938 nach Unterzeichnung des Münchener Abkommens Böhmen und Mähren. Nach der Befreiung von der Tyrannei der Nazis vertrieben die Tschechen zwischen 1945 und 1948 unter den schrecklichen Eindrücken des Erlittenen, die Sudetendeutschen aus ihrem bisherigen Siedlungsgebiet. Heute ist diese Vergangenheit von beiden Seiten noch ungenügend aufgearbeitet, so daß aus dem Streit um Entschuldigungen, Entschädigungen und Rückkehrmöglichkeiten die Sudeten-deutschenproblematik entstand. Auch nach 1990 konnte bis heute keine entscheidende und abschließende Verständigung gefunden werden.

Aus dieser komplexen Situation der Tschechoslowakei heraus, ergeben sich als die Ziele der tschechischen Politik: Frieden in Sicherheit, angeglichenen Wohlstand und eine angemessene Machtposition unter den mitteleuropäischen Staaten.

Darauf gründen sich die nationalen Interessen:



**Aufmerksamen Lesern** des AUFTRAG war aufgefallen, daß die Skizze in der Nr. 221 auf Seite 47 einen Fehler enthielt. Es war das Staatsgebiet der bis Ende 1992 bestehenden Tschechoslowakei abgebildet worden. Hier nun – hoffentlich korrekt – die Grenzziehung zwischen der Tschechischen Republik und der Republik Slowakei. Welcher Leser kann aber Auskunft geben, ob das Staatswappen richtig wiedergegeben ist?

- Bewältigung der Transformationsprozesse,
- Ausbau gesamteuropäischer politischer und sicherheitspolitischer Strukturen im Rahmen der KSZE/OSZE,
- schrittweise politische, ökonomische und sicherheitspolitische Integration in die EU und NATO,
- Investitionen, Wirtschafts- und Finanzhilfe des Auslands,
- den mitteleuropäischen Konkurrenzkampf auf dem Weg in den Westen für sich zu entscheiden,
- Partnerschaft und Kooperation mit Deutschland.

Diese Partnerschaft soll primär auf der politischen, wirtschaftlichen, und sicherheitspolitischen Ebene umgesetzt werden. Die Beziehungen zur Bundesrepublik dienen aber auch der weiteren Annäherung an die Europäische Gemeinschaft und die NATO. Denn Außenpolitik gegenüber der Bundesrepublik ist – durch die fortgeschrittene Vertiefung der westeuropäischen und transatlantischen Kooperation und durch die Bedeutung Deutschlands in den Organisationen – immer auch Au-

ßenpolitik gegenüber der EG/EU und der NATO und umgekehrt. Eine Partnerschaft mit Deutschland bedeutet gleichzeitig eine indirekte Anbindung an diese Organisationen.

Von dem ökonomisch potenten Nachbarn erwartet man sich Finanzhilfen, Investitionen deutscher Unternehmen, Joint Ventures, Vermittlung von Know-how, regionale wirtschaftliche und ökologische Zusammenarbeit (vor allem mit Bayern) und nicht zuletzt einen neuen Absatzmarkt für tschechische Produkte (z.B. Textilien Eisenwaren, chemische und metallische Vorerzeugnisse). Die alten Absatzmärkte in Mittel- und Osteuropa sind zusammengebrochen oder nicht mehr attraktiv. Der Zahlungsverkehr und die Infrastruktur im Gebiet des ehemaligen RGW funktionieren kaum noch. Die Bundesrepublik wurde so in den vergangenen fünf Jahren zum wichtigsten Handelspartner der CSFR/CR.

Deutschland stellt für die Tschechoslowakei (bzw. die Tschechische Republik) keine Bedrohung der nationalen Sicherheit dar. Daher und durch die feste Ein-



bindung des vereinten Deutschlands in die NATO kommt ein gesondertes sicherheitspolitisches oder militärisches Abkommen nicht in Betracht. Hier ist der Ansprechpartner für alle Reformstaaten die NATO. Es lag bisher vielmehr im Interesse Prags, zusammen mit Deutschland im Rahmen der KSZE, später der OSZE initiativ zu sein und gesamteuropäische Sicherheitsstrukturen zu entwickeln und voranzutreiben.

Neben der fast automatisch verlaufenden wirtschaftlichen Kooperation liegt der Schwerpunkt der tschechisch-deutschen Beziehungen auf der Ebene der politischen Auseinandersetzung. Diese fanden ihren Ausdruck in dem am 27. Februar 1992 geschlossenen Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit.

Dieser Vertrag, der nach Äußerungen der führenden tschechoslowakischen Politiker die Partnerschaft besiegeln und einen Schlußstrich unter die Vergangenheit ziehen sollte, hat jedoch die Auseinandersetzung um die Sudetendeutschenproblematik nicht beenden können. Wie auch in anderen mittel- und osteuropäischen Ländern besteht in Tschechien eine vorsichtig skeptische Haltung gegenüber Deutschland. Die Wunden aus der Zeit des Nationalsozialismus sind noch nicht verheilt. Die Aussöhnung, die Schaffung eines Status quo und das Bedürfnis nach dem Einstehen der Deutschen für begangenes Unrecht haben in den betroffenen Ländern eine hohe Priorität.

## Literaturauswahl:

Brach, Radko, Die Außenpolitik der Tschechoslowakei zur Zeit der „Regierung der nationalen Verständigung“, Baden-Baden 1992, Nomos Verlagsgesellschaft

Institut für Internationale Beziehungen Prag, Tschechische Nationale Interessen, Prag 1993, o.V.

Seibt, Ferdinand, Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas, München/Zürich 1993, Pipers

RFE/RL Research Reports (div.)

Die Sudetendeutschenproblematik belastet die tschechisch-deutschen Beziehungen auch weiterhin. Aus tschechischer Sicht bedarf es einer deutschen Entschuldigung für die unter Hitler erlittene Gewalt und der Anerkennung der für die Sudetendeutschen restriktiven Restitutionsregelung in der CSFR/CR.

Da die Bundesrepublik in dieser Frage zu einem Entgegenkommen noch nicht bereit war, fand diese Problematik in dem Vertrag keine abschließende Regelung. Die Problematik wird dadurch verstärkt, daß die sudetendeutsche Organisation (Sudetendeutsche Landsmannschaft, SL) direkt mit der tschechoslowakischen, bzw. tschechischen Regierung verhandeln will. Diese will ihrerseits nur auf der ihr entsprechenden Ebene verhandeln, mit der deutschen Regierung. Trotz anderer entgegenkommender tschechischer Ansätze und trotz Sudetendeutscher außerhalb der SL, die willens und fähig zu einer Verständigung sind, konnte der Schlußstrich unter diese Diskussion noch nicht gezogen werden. Den Lautesten gehört hier wie dort die öffentliche Aufmerksamkeit. Die Lösung dieses Komplexes würde aber eine entscheidende Verbesserung der deutsch-tschechischen Beziehungen zur Folge haben. Die Außenpolitik der

CSFR/CR gegenüber Deutschland versucht, daß richtige Maß des wirtschaftlichen Engagements der Bundesrepublik (intensiv, aber nicht hegemonial im Sinne eines „Wirtschaftsimperialismus“), die enge Zusammenarbeit in Internationalen Organisationen und die Klärung der Sudetendeutschenproblematik zu erreichen. Die Außenpolitik hat also eine politisch-historische, ökonomische und sicherheitspolitische Dimension. Mit den Mitteln der Diplomatie, der bi- und multilateralen Kooperation, ist die CSFR/CR bemüht ihre Interessen der Partnerschaft mit Deutschland, der Westintegration und die Bewältigung der Transformation durchsetzen. Damit wird die Grundlage geschaffen, die Ziele von Frieden, Wohlfahrt und Macht zu erreichen.

Dieses ist mit graduellen Unterschieden auf die anderen postkommunistischen Staaten übertragbar. Auch sie orientieren sich an dem, was ihnen und einer gesamteuropäischen Ordnung (und damit den Menschen) am meisten nutzt. Das sind schnelle und erfolgreiche Transformation und größtmögliche Hilfe, bei gleichzeitiger Einbindung in die westliche Gemeinschaft und Bewältigung der europäischen Vergangenheit. Deutschland ist dafür ein wichtiger Partner.

## Tschechische Republik

Ceská Republika; Kurzform: Cesco (CZ)

Fläche: 78.864 km<sup>2</sup> (Weltrang 114)  
 Einwohner: 10,3 Mio; 131 je km<sup>2</sup>  
 Hauptstadt: Praha (Prag); 1,217 Mio  
 Einw. (Weltrang: 68)  
 Amtssprache: Tschechisch  
 Bruttozielprodukt 1993 je Einw.:  
 2.710 \$ (Weltrang: 67)  
 Religion: 39 % Katholiken,  
 2,5 % Protestanten,  
 1,7 % Hussiten,  
 16,9 % Sonstige (Orthodoxe, Juden, u.a.),  
 39,9 konfessionslos

Am 01.02.95 trat das Assoziierungsabkommen mit der EU in Kraft.  
 Staatsoberhaupt: Václav Havel, seit 1993  
 Regierungschef: Václav Klaus, seit 1993  
 Außenminister: Josef Zieleniec

In einer Grundsatzrede zum deutsch-tschechischen Verhältnis forderte Präsident Václav Havel am 17.02. in Prag, die „Zeit der Konfrontation, der Aufstellung von Rechnungen für die Vergangenheit und der Entschuldigung“ zu beenden und eine „Zeit der Kooperation und des Dialogs“ zu beginnen; allen Forderungen nach materiellem oder sonstigem Ersatz für die „Nachkriegsaussiedlung“ der Sudetendeutschen erteilt er eine Absage. Das Verfassungsgericht in Brno (Brünn) bestätigte am 08.03. die Rechtmäßigkeit der 1945 vom damaligen tschechoslowak. Präsidenten Eduard Benes erlassenen Dekrete; auf der Grundlage des Dekrets 108 (Konfiskation des feindlichen Vermögens) waren v.a. Deutsche entschädigungslos enteignet worden. Die Klage eines tschechischen Bürgers deutscher Abstammung auf Rückgabe seines Elternhauses wird abgewiesen. Es gibt keine Berufungsmöglichkeit. Die tschechischen und slowakischen Restitutionsgesetze sehen nur eine Rückgabe von nach der kommunistischen Machtergreifung (25.02.48) verstaatlichtem Eigentum vor. Nach einem Urteil des Verfassungsgerichts vom 22.06.95 gelten die Restitutionsregelungen ohne Unterschied für alle tschechischen Bürger, auch für jene deutscher Abstammung. (FS nach: Fischer Weltalmanach 96)

gen“ zu beenden und eine „Zeit der Kooperation und des Dialogs“ zu beginnen; allen Forderungen nach materiellem oder sonstigem Ersatz für die „Nachkriegsaussiedlung“ der Sudetendeutschen erteilt er eine Absage. Das Verfassungsgericht in Brno (Brünn) bestätigte am 08.03. die Rechtmäßigkeit der 1945 vom damaligen tschechoslowak. Präsidenten Eduard Benes erlassenen Dekrete; auf der Grundlage des Dekrets 108 (Konfiskation des feindlichen Vermögens) waren v.a. Deutsche entschädigungslos enteignet worden. Die Klage eines tschechischen Bürgers deutscher Abstammung auf Rückgabe seines Elternhauses wird abgewiesen. Es gibt keine Berufungsmöglichkeit. Die tschechischen und slowakischen Restitutionsgesetze sehen nur eine Rückgabe von nach der kommunistischen Machtergreifung (25.02.48) verstaatlichtem Eigentum vor. Nach einem Urteil des Verfassungsgerichts vom 22.06.95 gelten die Restitutionsregelungen ohne Unterschied für alle tschechischen Bürger, auch für jene deutscher Abstammung. (FS nach: Fischer Weltalmanach 96)

## BUNDESWEHR UND GESELLSCHAFT

# „ZUM 40-JÄHRIGEN BESTEHEN DER BUNDESWEHR“



## Erklärung der GKS zum 12. November 1995

### Anfang und Aufbau – Streitkräfte für die Demokratie

Die Bundeswehr hat in den 40 Jahren ihres Bestehens dazu beigetragen, den Frieden in Freiheit für Deutschland zu sichern, die Sicherheit in Europa zu fördern und die deutsche und europäische Teilung zu überwinden.

Ohne die Bundeswehr hätte die Bundesrepublik Deutschland kein unabhängiger Staat werden können. Die junge Republik konnte nur durch einen aktiven Beitrag zur kollektiven Verteidigung bündnisfähig werden und sich in die westliche Staatengemeinschaft einbringen.

Die Bundeswehr hat während der Ost-West-Konfrontation einen bedeutenden Pfeiler der NATO-Verteidigung in Mitteleuropa gebildet und sich zu einer leistungsfähigen und im Bündnis anerkannten Armee entwickelt.

Die Bundeswehr hat sich als Armee in der Demokratie bewährt. Unter dem Primat der Politik hat sie die freiheitliche und demokratische Ordnung der Bundesrepublik Deutschland geschützt und einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, daß Deutschland am 3. Oktober 1990 seine volle Souveränität erlangen konnte.

### Staatsbürger in Uniform – christlich fundiertes Selbstverständnis

Die Soldaten der Bundeswehr bekennen sich zu Demokratie und Rechtsstaat. Sie schützen Recht und Freiheit der Bürger und damit die Menschenwürde jedes einzelnen. „Staatsbürger in Uniform“ bilden und gestalten unsere „Streitkräfte in der Demokratie“.

Das christlich-abendländisch geprägte Menschenbild des Grundgesetzes und die Werteordnung der Verfassung wirken sich auf das Selbstverständnis des Soldaten aus. Sie zeichnen sich aus durch ihre Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und Befehle so auszuführen, daß sie vor ihrem Gewissen bestehen können; sie kultivieren einen gewissenhaften Gehorsam.

Daß diese Werte auch in den Streitkräften gelebt werden können, wird durch die Konzeption „Innere Führung“ ermöglicht und gefördert. An der Entwicklung der „Inneren Führung“ haben auch katholische Verbände einen bedeutsamen Anteil.

Das Gesicht der Bundeswehr ist unverkennbar auch geprägt durch das Engagement der Kirche für die Soldaten

und ihre Familien von Anfang an. Die Militärseelsorge bietet Hilfe an zur ethischen Orientierung; sie fördert die sittlichen, geistigen und seelischen Kräfte, die mehr noch als fachliches Können den Wert des Soldaten bestimmen.

### Dienst für Frieden und Sicherheit – Hilfe in Not und Gefahr

Die Soldaten der Bundeswehr verstehen ihren Dienst als Sicherheitsvorsorge, als Beitrag zur Friedenssicherung und -förderung. Das schließt auch die Bereitschaft zum Einsatz des Lebens ein. Die Soldaten der Bundeswehr waren über ihren eigentlichen Auftrag hinaus auch als Nothelfer erfolgreich: Bei Katastrophen im In- und Ausland hat die Bundeswehr schnell und nachhaltig Hilfe für Menschen in Not und Gefahr geleistet.

Die Bundeswehr ist eine Wehrpflichtarmee; die allgemeine Wehrpflicht hat sich als Ausdruck der persönlichen Mitverantwortung des Staatsbürgers für sein Land und der Integration der Streitkräfte in die Gesellschaft bewährt. Anerkennung verdienen die jungen Bürger, die vorbehaltlos der Wehrpflicht nachkommen und damit Friedensdienst leisten: sie waren und sind bereit, notfalls ihr Leben für Recht und Freiheit des Deutschen Volkes einzusetzen; das gleiche gilt für die Reservisten.

Sicherheit und Frieden sind für die Bürger der Bundesrepublik Deutschland selbstverständlich geworden: sie erleben gegenwärtig die längste Friedensperiode der deutschen Geschichte. Jedoch: nicht überall herrscht Frieden. Der Krieg auf dem Balkan, aber nicht nur dort, zeigt, wie schnell Krieg und Gewalt wieder ausbrechen können, wenn sich die Vernunft aus der Politik verabschiedet, Terror und Willkür Regie führen und die Völkergemeinschaft tatenlos zusieht.

### Schutz der Menschenrechte – ein Beitrag für die Völkergemeinschaft

Die Vereinten Nationen sind den Menschenrechten verpflichtet. Menschenrechtsverletzungen sind keine inneren Angelegenheiten von Staaten. Deutschland erkennt seine Verantwortung als Mitglied der Vereinten Nationen an. Als Instrument deutscher Sicherheitspolitik steht die Bundeswehr für internationale Friedensmissionen zur Verfügung und leistet Humanitäre Hilfe. Die Soldaten der Bundeswehr sind bereit, sich im Auftrag der Völkergemeinschaft für den Schutz der Menschenwürde und für die Durchsetzung des Völkerrechts zu engagieren.

Die politisch Verantwortlichen stehen in der Pflicht, die Einsätze, mit denen sie die Bundeswehr beauftragen, politisch und ethisch zu begründen. Die Soldaten haben Anspruch darauf, zu wissen, für wen und für was, vor allem aber für welches höhere Ziel sie ihr Leben riskieren. Unter dem Primat der Politik nimmt die Bundeswehr die ihr zugedachten Aufgaben wahr.

Christlich orientierte Soldaten dürfen bei Menschenrechtsverletzungen nicht wegsehen; vielmehr haben sie für das Völkerrecht Partei zu ergreifen und die durch Krieg und Terror drangsalierte Bevölkerung zu schützen. Politische Vorgaben des Einsatzes dürfen nicht dazu führen, daß Soldaten sich entmündigt und damit entwürdigt fühlen und die Überzeugung vom moralischen Wert ihres Auftrags verlieren.

## Herausforderung – Bauen an einer Weltfriedensordnung

Katholische Soldaten folgen ihrem Selbstverständnis, „Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker“ sein zu wollen. Deshalb hat die GKS ein großes Interesse daran, daß die Vereinten Nationen ihre Glaubwürdigkeit bewahren bzw. zurückgewinnen, um an einer Weltfriedensordnung mitbauen zu können.

Die GKS hält es gerade angesichts der neuen Aufgaben der Bundeswehr für unerlässlich, die Streitkräfte personell und materiell so auszustatten, daß sie ihren Auftrag erfüllen können. Noch wichtiger sind jedoch eine hierauf bezogene intensive und rechtzeitige Ausbildung sowie die geistig-seelische Vorbereitung der Soldaten auf die zu erwartenden Anforderungen.

## Reaktionen auf die GKS-Erklärung

### Katholische Soldaten: Bundeswehr eine „Armee in der Demokratie“!

Bonn, 6.11.95 (KNA) Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) hat die Bundeswehr anlässlich deren 40jährigen Bestehens als „Armee in der Demokratie“ gewürdigt. Die Bundeswehr habe die freiheitliche Ordnung der Bundesrepublik geschützt und einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, daß Deutschland 1990 seine Souveränität erreicht habe, erklärte die GKS am Montag in Bonn. Wer vor-

behaltlos der Wehrpflicht nachkomme und notfalls bereit sei, sein Leben für Recht und Freiheit des Deutschen Volkes einzusetzen, verdiene Anerkennung.

Mit Blick auf die künftige Rolle Deutschlands in den Vereinten Nationen betonte die GKS, die Bundeswehr stehe als Instrument deutscher Sicherheitspolitik für internationale Friedensmissionen zur Verfügung und leiste humanitäre Hilfe. Zugleich forderte die Gemeinschaft die politisch Verantwortlichen auf, die Einsätze der Bundeswehr ethisch zu begrün-

den. Wörtlich heißt es: „Die Soldaten haben Anspruch darauf, zu wissen, für wen und für was, vor allem aber für welches höhere Ziel sie ihr Leben riskieren.“ – Die ersten 101 Freiwilligen der Bundeswehr hatten am 12. November 1955 ihre Urkunden erhalten.

(Unter Verwendung dieser KNA-Meldung berichteten in kurzen Beiträgen die **FAZ** „Gemeinschaft Katholischer Soldaten würdigt Bundeswehr“ am 07.11.95 und der **Rheinische Merkur** „Bekenntnis zur Armee“ am 10.11.95 über die GKS-Erklärung. Die Deutsche Tagespost brachte die Erklärung im Wortlaut.)

*Für die CDU/CSU-Fraktion des Deutschen Bundestages reagierte der Referent der Arbeitsgruppe Verteidigungspolitik, Klaus Eichen, mit einem Brief vom 23.11.95 auf die GKS-Erklärung:*

Für Ihr Schreiben vom 13. November 1995, mit dem Sie eine Erklärung des Bundesvorstandes der GKS zum 40jährigen Bestehen der Bundeswehr zur Kenntnis geben, darf ich Ihnen im Auftrag des verteidigungspolitischen Sprechers der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Herrn Paul Breuer MdB, herzlich danken.

Jeder, der wie die CDU/CSU die großartigen Leistungen der Bundeswehr seit 1955 objektiv würdigt, vor allem ihren entscheidenden Beitrag zur Sicherung des Friedens in Europa und zur Wiedererlangung unserer staatlichen Einheit hervorhebt, muß sich mit

der Erklärung der GKS voll einverstanden erklären. Dank der Bundeswehr kann Deutschland auf die längste Friedensperiode seiner modernen Geschichte zurückblicken.

Die organische Einbettung der Streitkräfte in unsere Gesellschaft wird vor allem durch die allgemeine Wehrpflicht gewährleistet. Wir stimmen voll mit Ihnen überein, daß die allgemeine Wehrpflicht Ausdruck der persönlichen Mitverantwortung des Bürgers für den Schutz des Staates ist und bleibt.

Die wichtige Rolle der Militärseelsorge in den Streitkräften ist unbestritten. Wir messen der sittlichen und ethischen Bindung soldatischen Tuns große Bedeutung zu. Es ist deshalb eine wertvolle und wichtige Hilfe, wenn die Militärgeistlichen dem einzelnen Soldaten bei seinen oft schwierigen Entscheidungen religiöse und moralische Orientierung geben kann. Je-

der, der in der Truppe vor schwierigen Gewissensentscheidungen gestanden hat, kann bestätigen, wie oft Militärgeistliche hier mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben.

Abschließend darf ich darauf hinweisen, daß auch die CDU/CSU-Bundestagsfraktion über die erneuten Beschlüsse, die der 1. Senat des Bundesverfassungsgerichts am 10.10. 1995 gefällt hat, sehr enttäuscht ist.

Zwar hat das Gericht erfreulicherweise anerkannt, daß die Gleichstellung eines Soldaten mit Mördern „eine tiefe Kränkung“ der Soldaten bedeuten kann. Ebenso zutreffend hat das Gericht die Bundeswehr in ihrer Gesamtheit als beleidigungsfähig und damit als unter dem Schutz des Beleidigungs- und des Verleumdungsstraftatbestands stehend anerkannt.

(>> weiter Seite 27, Sp. 1 u. 2)

Dennoch hat das Gericht hieraus nicht die notwendige Konsequenz gezogen und die mit den Verfassungsbeschwerden angefochtenen Strafurteile bestätigt. Vielmehr hat es dem Täter in jedem Einzelfall den Rückzug auf die Behauptung ermöglicht, es sei ihm nicht „um die Herabwürdigung von Soldaten als Personen, sondern um die Verurteilung von Soldatentum und Kriegshandwerk gegangen, weil diese im Ernstfall mit dem Töten anderer Menschen verbunden sind“. Diese Wertung, ob eine Äußerung sich noch auf ein nicht überschaubares Kollektiv („alle Soldaten der Welt“) oder bereits auf die Soldaten der Bundeswehr als „hinreichend überschaubare Gruppe“ bezieht, wird dem

## „Er wird der Friede sein“

aus der Ansprache von  
Militärbischof Dr. Hartmut  
Löwe zum 40jährigen Bestehen der Bundeswehr

„... Die biblische Losung für heute ist dem Buch des Propheten Micha entnommen. Sie heißt: Er gemeint ist der neue David, der Messias Israels und der Welt - wird der Friede sein (5,4).

Wir hören diesen Satz an dem Tag, an dem wir auf 40 Jahre Bundeswehr zurückblicken. Voller Dank, nicht ohne Stolz, zufrieden. 'Er wird unser Friede sein.'

Mancherlei Assoziationen stellen sich ein. Vergessen können viele nicht, daß die Berufung auf solche Sätze der Bibel hat herhalten müssen, den Soldaten zu bestreiten, Diener des Friedens zu sein. Grobe, böse Wörter sind benutzt worden.

Wahr ist das: Wofür Soldaten eintreten, das ist nicht schon der Friede Gottes. Aber der irdische Friede, die Abwesenheit von Krieg, die wir zusammen mit der Politik ganz wesentlich auch der Bundeswehr verdanken, das dürfen wir nicht selbstverständlich nehmen, nicht gedankenlos wahr sein lassen. Schon der irdische Friede fordert höchste Anstrengung und ist, wo er sich einstellt, immer auch, zuerst und zuletzt, Geschenk. Erzwingen läßt er sich nicht. Soldaten wissen das besser als manche andere ...“

Ehrenschutz unserer Soldaten nicht gerecht.

Das „Soldatentum“ der Bundeswehr ist legitime und notwendige Staatsaufgabe. Die letzte Konsequenz soldatischen Tuns, in Staatsnotwehr auch töten zu müssen, ist

## „Mörder“-Rufe: Dank an eine Armee, die Recht und Freiheit schützt

„Was ist das für ein Verhalten. Die wissen doch gar nicht, wofür sie demonstrieren. Früher, unter Honcker, da mußten wir aufmarschieren, um den Generalsekretär und die SED zu ehren – und hier stellen sich der Bundespräsident und der Bundeskanzler hin, um der Armee dafür zu danken, daß sie uns beschützt. Und die schreien 'Mörder'.“

Diese Äußerung machte MdB Wolfgang Dehnel zu dem stereoty-

nicht anders zu sehen als die entsprechende Pflicht der Polizei.

Die Richter müssen sich daran erinnern lassen, daß sie Recht „im Namen des Volkes“ sprechen und deshalb auch eine gesellschaftliche Verantwortung haben.

pen und geistlosen „Mörder“-Gebüll und Jaulen von Demonstranten beim Großen Zapfenstreich zur Feier „40 Jahre Bundeswehr – 5 Jahre Armee der Einheit“ am 27.10.1995 auf der Bonner Hofgartenwiese. Dehnel, der den Wahlkreis Schwarzenberg in Thüringen im Bundestag vertritt und der CDU-Fraktion angehört, trug als Wehrpflichtiger 18 Monate lang die Uniform der NVA.

(PS nach: FAZ vom 28.10.1995)

## Militärbischöfe würdigen Beitrag der Bundeswehr für die Demokratie

Bonn, 27.10.95 (KNA) Die Militärbischöfe der beiden großen Kirchen haben den Beitrag der Bundeswehr für die Demokratie gewürdigt. Bei einem ökumenischen Gottesdienst anläßlich der Feiern zum 40jährigen Bestehen der Bundeswehr am Donnerstag in Bonn bezeichnete der katholische Militärbischof Johannes Dyba die Armee als „Geschenk“. Die Bundeswehr habe im Rahmen der NATO für einen „globalen Sieg ohne einen Schuß“ gesorgt. Der evangelische Militärbischof Hartmut Löwe sagte, die Abwesenheit von Krieg sei „wesentlich auch der Bundeswehr“ zu verdanken. Es sei „unerlässlich“ und „bitter nötig“, auf den „Ernstfall“ vorbereitet zu sein.

In Anwesenheit von Bundespräsident Roman Herzog, Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth, Bundesverfassungsgerichtspräsidentin Jutta Limbach und Bundeskanzler Helmut Kohl sowie führenden Repräsentanten aus Politik, Gesellschaft und Bundeswehr bekundeten Dyba und Löwe ihr Unverständnis, daß die Arbeit der Streitkräfte in Frage gestellt werde. Der „militante Undank und

Überdruß aktiver Gruppen und Grüppchen“ sowie „die latente Unzufriedenheit in breiten Kreisen der Bevölkerung“ seien angesichts der Leistungen der Soldaten erstaunlich, sagte Dyba. Löwe bemängelte, daß mit Bibel-Zitaten bestritten werde, daß Soldaten Diener des Friedens seien. „Grobe, böse Wörter sind benutzt worden“, betonte Löwe. Im Blick auf „manche schrillen und friedlosen Sätze auch aus meiner Kirche“ bat Löwe um „den Geist der Großmut“.

Dyba beklagte ein „Syndrom der Verweigerung“. Nicht nur die Zahl der Wehrdienstverweigerer wachse, sondern auch die der „Ehe- und Familienverweigerer“. Kirchen und in weit größerem Umfang Gewerkschaften, Parteien und Verbände verzeichneten Austritte. Dyba rief dazu auf, für christliche Ideale wie Treue und Ehrlichkeit einzutreten. Die Erfüllung notwendiger Tugenden könne aber nicht erwartet werden, wenn Medien die Menschen in eine Unterhaltungswelt lockten, deren Spannungselemente zu mehr als 90 Prozent aus Untreue, Kriminalität und Brutalität bestehe.



# Justiz: „Soldaten sind Mörder“ keine Beleidigung der Bundeswehr

Karlsruhe, 07.11.1995 (KNA) Die Bezeichnung „Mörder“ für Soldaten ist nur unter bestimmten Umständen strafbar. Dies geht aus einem am Dienstag verkündeten Urteil des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe hervor, das in vier Fällen die Verurteilungen der Beschwerdeführer wegen Äußerungen wie „Soldaten sind Mörder“ oder „Soldaten sind potentielle Mörder“ aufgehoben und an die zuständigen Strafgerichte zurückverwiesen hat. Die Entscheidung wurde von den Bonner Parteien unterschiedlich aufgenommen.

Die Karlsruher Richter stellten fest, daß die wertende Gleichstellung eines Soldaten mit einem

Mörder „eine tiefe Kränkung“ darstelle. Die Gerichte hätten sich allerdings in den konkreten Fällen nicht hinreichend vergewissert, ob es bei den umstrittenen Äußerungen um die Herabwürdigung von Soldaten als Personen oder um die Verurteilung von Soldatentum und Kriegshandwerk ging, „weil diese im Ernstfall mit dem Töten anderer Menschen verbunden sind“.

Beschränkungen der Meinungsfreiheit zum Schutz der persönlichen Ehre seien zwar erlaubt, so das Gericht weiter. Es sei allerdings zweifelhaft, ob dies in den vier Fällen zutreffe, weil es dabei um Soldaten schlechthin, nicht um

einzelne Soldaten oder um Soldaten eines bestimmten Staates ging. Die Bundeswehr als hinreichend überschaubare Gruppe könne zwar persönlich gekränkt werden, es sei aber den betreffenden Äußerungen nicht zu entnehmen, daß sie sich gerade auf die Soldaten der Bundeswehr bezögen. Hier stünden die Auseinandersetzung mit Soldatentum und Kriegshandwerk und das Bekenntnis zum Pazifismus im Vordergrund.

Mit dieser Entscheidung blieb der Erste Senat des Verfassungsgerichts auf der Linie des im August vorigen Jahres ergangenen Beschlusses einer Kammer des Senats, die einen Sozialpädagogen vom Vorwurf der Beleidigung freigesprochen hatte, weil er auf sein Auto den als Tucholsky-Zitat gekennzeichneten Satz „Soldaten sind Mörder“ geklebt hatte.

## Unterschiedliche Reaktionen

Die Karlsruher Entscheidung löste unterschiedliche Reaktionen aus. Besonders Vertreter der Union kritisierten den Spruch der Verfassungsrichter. **Verteidigungsminister Volker Rühe (CDU)** erklärte, das Gericht habe den Ehrenschatz der Soldaten nicht mit der gewünschten Klarheit verteidigt. Nach Ansicht von **CDU-Generalsekretär Peter Hintze** ist die Entscheidung des Gerichts „in höchstem Maße unverständlich“. Die Meinungsfreiheit dürfe nicht so weit gehen, daß Staatsbürger für ihren Dienst Beleidigungen ertragen müßten, wenn sie als Gruppenbeleidigung ausgesprochen würden. Die Soldaten hätten Anspruch auf einen Ehrenschatz für ihren Dienst. **Baden-Württembergs Ministerpräsident Erwin Teufel (CDU)** sagte, der Staat könne nicht die Wehrpflicht verbindlich festschreiben und gleichzeitig zulassen, daß Soldaten als „Mörder“ diffamiert würden.

**Die rechtspolitische Sprecherin der SPD-Bundestagsfraktion, Herta Däubler-Gmelin**, erklärte, das Verfassungsgericht bestätige seine vernünftige Rechtsprechung zum sogenannten Sol-

datenurteil. **Der verteidigungspolitische Sprecher der Fraktion, Walter Kolbow**, begrüßte, daß die Richter der Meinungsfreiheit einen weiten Spielraum gegeben hätten. Gleichzeitig habe das Verfassungsgericht den hohen Rang der Menschenwürde und Ehre des einzelnen Soldaten bekräftigt. Uneingeschränkte Zustimmung äußerten **Bündnis 90/Die Grünen**. In einem demokratischen Staat sei diese Kritik durch die Meinungsfreiheit gedeckt, so Vorstandssprecher Jürgen Trittin. Auch die **Zentralstelle für Recht und Schutz der Kriegsdienstverweigerer** aus Gewissensgründen (KDV) begrüßte die Entscheidung. Sie sichere das Grundrecht auf Meinungsfreiheit und erkenne an, daß Kriegsdienstverweigerer das Recht hätten, jegliches Kriegshandwerk als Morden zu bezeichnen, erklärte der Verband in Bremen. Die Entwicklung von Waffen zu Massenmordmitteln und ihre Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung zeigten die Problematik des Kriegshandwerks. Die Rüstung vernichte Ressourcen, die für eine friedliche Entwicklung gebraucht würden.

## Militärbischöfe kritisieren Verfassungsgericht

Die Militärbischöfe haben unabhängig von einander die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zu den Äußerungen „Soldaten sind Mörder“ kritisiert. Wie der **evangelischen Bischof Hartmut Löwe** am 7. November laut KNA in Friedrichshafen erklärte, sei die Meinungsfreiheit zwar ein hohes Gut, sie sei jedoch teuer erkauft, wenn durch sie die Würde der Soldaten beeinträchtigt werde. Der innere Friede der Gesellschaft sei gefährdet, wenn die gesamte Bevölkerungsgruppe der Soldaten ungeahndet „diffamiert“ werden dürfe, fügte Löwe hinzu. Der undifferenzierte Gebrauch des Begriffs „Mörder“ trage zur Verwahrlosung der öffentlichen Auseinandersetzung bei.

**Der katholische Militärbischof, Erzbischof DDR, Johannes Dyba**, äußerte sich am 10. November vor Teilnehmern der GKS-Akademie in Fulda in gleicher Weise. Soldaten, die im Auftrag des eigenen Landes oder der Völkergemeinschaft unter Einsatz ihres Lebens entsetzliches Unrecht verhindern, verdienen allgemeine

Hochachtung, erklärte Dyba. Diese Achtung müsse auch rechtlich geschützt werden. Die entscheidenden Verfassungsrichter hätten wohl das „Mörder“-Geschrei einer unbelehrbaren, aber lautstarken Minderheit am Rande des Großen Zapfenstreiches in Bonn nicht hören wollen. Dort sei überdeutlich

geworden, daß die Demonstranten die Soldaten der Bundeswehr und der anwesenden Alliierten beleidigen wollten. Dyba will sich nach eigenen Angaben dafür einsetzen, daß mit dem Karlsruher Beschluß nicht das letzte Wort in Sachen Ehrenschatz für die Soldaten gesprochen ist.

Wegen der grundsätzlichen Bedeutung, die die Karlsruher Entscheidung sowohl für das Rechtsempfinden der Bürger als auch für das Selbstverständnis von Soldaten haben kann, wird nachfolgend die Verlautbarung der Pressestelle des BVerfG Nr. 46/95 zur Begründung der Entscheidung wiedergegeben. (PS/KNA)

# Bei Schmähkritik keine Abwägung zwischen Meinungsfreiheit und Ehrenschatz

## Bundesverfassungsgericht erläutert umstrittene Entscheidung

### I.

In den vier Beschwerdeverfahren, in denen es um Äußerungen wie „Soldaten sind Mörder“ oder „Soldaten sind potentielle Mörder“ ging, hat das Bundesverfassungsgericht – Erster Senat – die Verurteilung der Beschwerdeführer aufgehoben. Die Beschwerdeführer sind damit aber weder freigesprochen, noch hat das BVerfG die Gleichstellung von Soldaten mit Mördern für zulässig erklärt. Die Verurteilungen sind vielmehr aufgehoben worden, weil die Strafgerichte sie zum Teil auf Überlegungen gestützt hatten, die nach der ständigen Rechtsprechung des BVerfG mit dem Grundgesetz auf Meinungsfreiheit nicht vereinbar sind. Die Sachen sind an die zuständigen Strafgerichte zurückverwiesen worden. Diese müssen unter Beachtung der Anforderungen von Art 5 Abs. 1 Satz 1 GG neu entscheiden. Ein bestimmtes Ergebnis ist ihnen dabei nicht vorgeschrieben. Die Entscheidung ist im Falle des Beschwerdeführers zu 2) im Ergebnis einstimmig, in den übrigen Fällen mit 5 zu 3 Stimmen ergangen.

### II.

Der Entscheidung des BVerfG liegen vor allem drei Erwägungen zugrunde:

1. Das BVerfG hat mit den Strafgerichten der wertenden Gleichstellung eines Soldaten mit einem Mörder eine tiefe Kränkung gesehen.

Die Gerichte haben sich aber nicht hinreichend vergewissert, daß die umstrittenen Äußerungen diesen Sinn auch wirklich hatten. In allen vier Fällen ergaben sich aus dem Kontext oder den Begleitumständen der Äußerungen Anhaltspunkte, die eine andere Deutung zumindest als möglich erscheinen ließen, nach der es nicht um die Herabwürdigung von Soldaten als Personen, sondern um die Verurteilung von Soldatentum und Kriegshandwerk ging, weil diese im Ernstfall mit dem Töten anderer Menschen verbunden sind. Nach der ständigen Rechtsprechung des BVerfG dürfen die Gerichte eine zur Bestrafung führende Deutung nur zugrunde legen, wenn sie zuvor die anderen Deutungsmöglichkeiten mit überzeugenden Gründen ausgeschlossen haben. Daran fehlte es, und dies müssen die Strafgerichte nachholen.

2. Art 5 Abs. 2 GG erlaubt Beschränkungen der Meinungsfreiheit zum Schutze der **persönlichen** Ehre. Die herabsetzenden Äußerungen müssen also einzelne Personen betreffen. Daran konnten hier Zweifel bestehen, weil es in sämtlichen Äußerungen ihren Text nach um Soldaten schlechthin, nicht um einzelne Soldaten oder um Soldaten eines bestimmten Staates ging.

Das BVerfG ist dem Bundesgerichtshof (BGH), auf den sich die angegriffenen Entscheidungen berufen haben, allerdings darin gefolgt, daß auch in Äußerungen über ein Kollektiv unter Umständen ein Angriff auf die persönliche Ehre seiner Mitglieder liegen kann. Es hat zugleich hervorgehoben, daß der BGH im Interesse einer rechtsstaatlichen Eingrenzung der Strafnormen eine **persönliche** Kränkung dann nicht mehr für gegeben hält, wenn es sich um sehr große, im einzelnen unüberschaubare Kollektive (alle Katholiken, alle Frauen, alle Gewerkschaftler) handelt, weil sich die Kränkung hier sozusagen in der unüberschaubaren Menge verliert und auf den einzelnen Gruppenangehörigen nicht mehr durchschlägt.

Das BVerfG hat ferner die Auffassung der Strafgerichte gebilligt, daß die (aktiven) Soldaten der Bundeswehr eine hinreichend überschaubare Gruppe bilden. Der Äußerung muß dann allerdings zu entnehmen sein, daß sie sich gerade auf die Soldaten der Bundeswehr und nicht etwa auf alle Soldaten der Welt bezieht. Andernfalls würde die Eingrenzung des Straftatbestandes, die der BGH aus rechtsstaatlichen Gründen für nötig hielt, wieder rückgängig gemacht.

3. Kommt es zu einem Konflikt zwischen Meinungsfreiheit und Ehrenschatz, so muß nach der ständigen Rechtsprechung des BVG eine Abwägung zwischen der Schwere der Beeinträchtigung vorgenommen werden, die jedem der beiden Rechtsgüter droht. Dabei sind alle Umstände des Einzelfalls besonders zu berücksichtigen. Eine solche Abwägung erübrigt sich allerdings, wenn es sich bei der Äußerung um **Schmähekritik** handelt. In diesen Fällen geht der Ehrenschatz nach der Rechtsprechung des BVG regelmäßig der Meinungsfreiheit vor. Schmähekritik, die eine Abwägung überflüssig macht, liegt nach der Rechtsprechung des

BVG aber nicht schon vor, wenn eine Äußerung überzogen oder ausfällig ist. Zur Schmähekritik wird sie vielmehr erst dann, wenn in ihr nicht mehr die Auseinandersetzung in der Sache, sondern die Diffamierung einer Person im Vordergrund steht. Bei den umstrittenen Äußerungen standen dagegen die Auseinandersetzungen mit dem Soldatentum und Kriegshandwerk und das Bekenntnis zum Pazifismus im Vordergrund. Die Strafgerichte durften also auf eine konkrete Abwägung zwischen den betroffenen Rechtsgütern der Meinungsfreiheit und der Ehre nicht verzichten und müssen diese nachholen.

### III.

Die Richterin Haas hat der Entscheidung in den Fällen 1) und 4) eine abweichende Meinung beigelegt, in der dargelegt wird, daß das BVG die Deutung der Äußerungen durch die Strafgerichte nicht nachzuprüfen habe und daß die Äußerungen im übrigen den von den Strafgerichten angenommenen Sinn hätten und auch zutreffend als Schmähekritik eingestuft worden seien. Eine Rechtsordnung, die jungen Männer zum Waffendienst verpflichtet und von ihnen Gehorsam verlangt, müsse denjenigen, die diesen Pflichten genügen, Schutz gewähren, wenn sie wegen dieses Soldatendienstes geschmäht oder öffentlich als Mörder bezeichnet werden.

## Militärbischof Dyba fordert geachtete und selbstbewußte Bundeswehr

München, 16.11.1995 (KMBA) Eine juristische Behandlung des „Mörder-Vorwurfs“ gegenüber den Soldaten der Bundeswehr sei einfach zu wenig, betonte der Katholische Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr, der Fuldaer Erzbischof Johannes Dyba, beim Frühstücksempfang der beiden Militärbischöfe für die Teilnehmer der 35. Kommandeurtagung der Bundeswehr in München am 16. November. Der Staat könne doch „im Ernst nicht die Allgemeine Wehrpflicht festlegen und dann den Soldatenberuf als ein Mordhandwerk bezeichnen lassen“. Der Bundestag könne außerdem unsere Soldaten nicht in Einsätze schicken, in denen sie Leib und Leben riskierten, und sie dann ohne vollen materiellen, ideellen und persönlichen Schutz lassen, fuhr Dyba fort.

Allgemein bemängelte der Militärbischof, daß der Schutz von Satire, Polemik und Karikatur heute in Gesetzgebung und Rechtsprechung oft ernster genommen würde als der Schutz der Ehre, Treue und Pflichterfüllung, obwohl diese Haltungen für das Wohl und Wehe unseres Gemeinwesens vermutlich bedeutsamer seien. Dyba forderte, daß ein Staat und eine Gesellschaft, die zum Soldatsein verpflichteten, voll und ganz hinter

ihren Soldaten stehen müßten. Das sei auch wegen des Einflusses des Wehrdienstes auf Selbstbeherrschung und Selbstbewußtsein der jungen Männer und damit für die Entwicklung der Gesellschaft von großer Bedeutung. Die Militärseelsorge wolle der Bundeswehr dabei „mit Liebe und Leidenschaft beistehen“.

## Friedensdienst in Bosnien

Friedrich Kronenberg

Deutsche Soldaten leisten einen Beitrag im Rahmen der militärischen Interventionen zur Beendigung des kriegesischen Konfliktes und zur militärischen Sicherung des Friedensprozesses in Bosnien. Die öffentliche Meinung in Deutschland findet dies zunehmend richtig.

Als das ZdK in den Jahren 1993 und 1994 solche militärischen Maßnahmen als Dienst am Frieden rechtfertigte, löste das eine höchst kontroverse Diskussion aus. Damals war bei vielen das Denken noch ganz von der globalen nuklearen Abschreckungsstrategie geprägt, und das obwohl die seit 1989 grundlegend veränderte politische Weltlage andere Strategien erfordert.

Nach wie vor gilt: Alle militärischen Maßnahmen sind politische Mittel, Mittel einer Sicherheitspolitik, die als Friedenspolitik zu verantworten ist.

Daß der Friedensdienst sich nicht im militärischen Dienst erschöpfen darf, ist selbstverständlich. Bevor sich das ZdK den militärischen Aspekten dieser Aufgabe zuwandte, hat es zur solidarischen und partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit den Reformländern Mittel- und Osteuropas aufgerufen. RENOVABIS wurde als Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken gegründet. Inzwischen ist RENOVABIS zu einem wichtigen Knotenpunkt des Dialogs und der Partnerschaft von Ost und West geworden.

Bosnien braucht die Zusammenarbeit in Solidarität und Partnerschaft beim Aufbau in besonderer Weise. Wenn beim Aufbau tatkräftig geholfen wird, behalten die militärischen Engagements ihren Sinn als Teil eines umfassenden Friedensdienstes. Die Soldaten dürfen mit Recht erwarten, daß der Friedensprozeß, den sie militärisch ermöglichen und absichern, tatkräftig unterstützt und gefördert wird.

(aus: ZdK „Salzsteuer“ Nr. 2)

# Bundeswehrsoldaten dürfen nicht als Mörder denunziert werden

## Rede des Bundespräsidenten auf der Kommandeurtagung in München

*Die Soldaten der Bundeswehr dürfen nach den Worten von Bundespräsident Herzog nicht als Mörder denunziert werden. Das stehe nach dem jüngsten Soldatenurteil des Bundesverfassungsgerichts fest, sagte Herzog, der von einer „unglückseligen Mörder-Debatte“ sprach, auf der 35. Kommandeurtagung der Bundeswehr am 15.11.1995 in München. Nach dem heftig umstrittenen Richterspruch könne sogar bestraft werden, wer die Streitkräfte als Ganzes, also den Kreis von 340.000 Personen als Mörder bezeichnet. „Es mag ja sein, daß Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts nicht immer ganz leicht zu lesen sind“, sagte Herzog. Entscheidend sei jetzt, was die Strafgerichte aus den Richtlinien des Gerichts machen. Karlsruhe hatte entschieden, daß die Aussage „Soldaten sind Mörder“ nicht immer strafbar ist. Der Generalinspekteur der Bundeswehr, Klaus Naumann, stellte fest: „Eine Gesellschaft, die hinnehme, daß Soldaten der Bundeswehr straffrei Mörder genannt werden, die darf sich nicht wundern, wenn sich qualifizierte junge Leute dem Dienst als Soldaten nicht mehr zur Verfügung stellen, und sie darf sich auch nicht wundern, wenn langfristig darüber die Wehrpflicht zugrunde geht“. Die deutschen Landsleute, die Soldaten der Bundeswehr durch Mörder-Rufe diffamierten, hätten das Recht auf Meinungsfreiheit „schändlich mißbraucht“. (DT 18.11.95) (Die Zwischenüberschriften und Hervorhebungen wurden durch die Redaktion eingefügt.)*

In einer Vielzahl von Veranstaltungen haben Parlament, Regierung und Öffentlichkeit das vierzigjährige Bestehen der Bundeswehr gewürdigt. Es ist mir eine Freude, mit der heutigen Rede gewissermaßen den Schlußpunkt der Gratulationstour zu setzen.

Wenn man Vierzigjährigen öffentlich zum Geburtstag gratuliert, tut man normalerweise gut daran, Lob und Anerkennung sorgfältig zu dosieren und neben dem Blick auf das bereits Geleistete auch den Notwendigkeiten und Möglichkeiten zukünftiger Entwicklungen nachzuspüren.

### Die Bundeswehr im Vergleich zu früheren deutschen Armeen

Der Rückblick auf „40 Jahre Bundeswehr – fünf Jahre Armee der Einheit“ rechtfertigt eine Ausnahme von dieser Regel. Mit ihren vierzig Jahren ist die Bundeswehr die älteste deutsche Armee in diesem Jahrhundert, die erste Wehrpflichtarmee in einer Demokratie, die erste deutsche Armee,

die in ein Bündnis von parlamentarischen Demokratien integriert ist. Sie ist also in gutem Sinne ohne Vorbild. Auftrag und Wertebezug unterscheiden die Bundeswehr fundamental von der Reichswehr, der Wehrmacht und der Nationalen Volksarmee. Die Bundesrepublik Deutschland hat die Struktur ihrer Armee – anders als die erste deutsche Republik – nicht von einer untergegangenen Staatsform übernommen, sie hat sie angesichts des menschenverachtenden und verbrecherischen Systems des Nationalsozialismus auch nicht übernehmen können. Die Bundesrepublik Deutschland hat sich vielmehr zehn Jahre nach Kriegsende und sechs Jahre nach ihrer Gründung ihre eigenen Streitkräfte geschaffen und ihnen von Anfang an ihren Platz im demokratischen Gefüge des Staates zugewiesen.

Die Bundeswehr wurde zwar von ehemaligen Soldaten der Wehrmacht mit aufgebaut. Daß diese Soldaten sich aber mit der demokratischen Staatsidee, dem defensiven Auftrag der Streitkräf-

te, der Integration in das westliche Bündnis und dem Konzept der Inneren Führung – mit dem Leitbild vom Staatsbürger in Uniform identifizierten, das ist in der Rückschau zumindest bemerkenswert.

Tradition ist nämlich nicht die pauschale Fortsetzung von Geschichte. Tradition ist die Auswahl von Ereignissen und Menschen, von Worten, Haltungen und Taten, die als beispielgebend bewertet werden. Tradition heißt Überlieferung von Werten in diesem Sinne und dient in genau diesem Maße auch der Erziehung. Nicht die Wehrmacht von 1933–1945, wohl aber einzelne, ja viele Soldaten der Wehrmacht können durchaus traditionsbildend sein, genauso wie Blücher und Yorck, Scharnhorst und Gneisenau. Männer der Wehrmacht haben die Bundeswehr mit aufgebaut. Männer der Nationalen Volksarmee dienen in der Bundeswehr. Immer geht es um die Frage nach dem individuellen Verdienst oder dem individuellen Verschulden. Kollektivurteile sind falsch und liegen mir persönlich, wie Sie wissen, überhaupt nicht.

Das gilt auch für Kollektivurteile über Soldaten und besonders über die Soldaten der Bundeswehr. Viele Vorurteile und Negativbeispiele gegen sie rühren aus der deutschen Geschichte, auch aus einem Auflehnen der jüngeren Generation gegen die Väter und aus der Verurteilung mancher kolonialer Unternehmungen anderer Länder.

Auch die „Soldaten sind Mörder“-Debatte hat damit etwas zu tun. Die Ereignisse in den Ländern Ex-Jugoslawiens, das gegenseitige Schlachten und Vertreiben, die besondere Lust am Zerstören und Töten, der unversöhnliche, unbändige Haß wie auch das nüchterne, verbrecherische Kalkül, die sich dort austoben, all das nährt den Streit um die Rolle des Militärs und um die Ethik des Soldatenberufs.



## Die Ethik des Soldatenberufes

Die Soldaten der Bundeswehr zeigen, daß militärisches und ethisches Handeln miteinander nicht im Widerstreit stehen müssen. Vier Jahrzehnte lang haben sie gemeinsam mit den Verbündeten die Sicherheit unseres Landes garantiert. Friede und Freiheit sind nicht durch einen „ohne mich“-Pazifismus gesichert worden, sondern durch die Entschlossenheit, Aggressionen auch militärisch zu begegnen. Unsere Soldaten haben damit eine in der jüngeren Geschichte der Deutschen einmalige Leistung vollbracht und sich in der für Soldaten vornehmsten Rolle bewährt: Als Bewahrer des Friedens und als Schutz der Bürger.

Den Krieg ächten heißt nämlich nicht, den Soldaten abschaffen. Auch manche Pazifisten sind jetzt dabei, diesen Denkfehler zu korrigieren. Wer die universelle Achtung der Menschenrechte fordert und die friedensstiftende und friedenserhaltende Rolle der Weltgemeinschaft und der kontinentalen Gemeinschaften anerkennt, der braucht auch gut ausgebildete, disziplinierte Soldaten, die in letzter Konsequenz bereit sind, mit ihrem Leben dafür einzutreten. Auch die Kirchen verschließen sich dieser Wahrheit nicht.

## Zum BVG- („Mörder“-)Urteil

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang einige Worte zum jüngsten Stand der unglückseligen „Mörder“-Debatte sagen. Es mag ja sein, daß Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts nicht immer ganz leicht zu lesen sind. Auf Grund meines beruflichen Werdegangs bin ich aber ziemlich sicher, daß ich sie jedenfalls nicht völlig falsch verstehe, und da sagt mir die Lektüre des Beschlusses vom 10. Oktober 1995 folgendes:

- Es kann bestraft werden, wer konkrete Soldaten einfach deshalb, weil sie Soldaten sind, als Mörder bezeichnet, und
- es kann sogar bestraft werden, wer die Bundeswehr als Ganzes – also immerhin einen Kreis von 340.000 Personen – als Mörder bezeichnet.

Damit steht zunächst einmal fest, daß die Soldaten der Bundeswehr nicht als Mörder denunziert wer-

den dürfen. Und das ist auch völlig richtig; denn die Soldaten der Bundeswehr sind keine Mörder.

Entscheidend ist nun allerdings, was die Strafgerichte aus den Richtlinien des Verfassungsgerichtes machen. Und klar ist auch, daß jede einzelne Äußerung sorgfältig darauf überprüft werden muß, ob sie eine solche Behauptung wirklich aufstellt. Das gebietet schon der Grundsatz „in dubio pro reo“. Die Dinge liegen hier bei Soldaten nicht anders als bei Beamten, Unternehmern, Gewerkschaftern und Richtern.

## Die Bundeswehr eine Wehrpflichtarmee

Mehr als acht Millionen Bürger haben in diesen vierzig Jahren als Soldaten in der Bundeswehr gedient, seit fünf Jahren schon über 200.000 Wehrpflichtige aus den neuen Ländern. Sie haben erlebt und bewiesen, was eine Armee in der Demokratie ausmacht: Daß man als Bürger gefordert ist, für die freiheitlich-demokratische Grundordnung aktiv einzutreten. Das heißt: Eintreten für den Geist der Freiheit, für die Menschlichkeit und den Frieden, mit Wort und Tat bis hin zum Einsatz von Gegengewalt gegen die Gewalt von Aggressoren.

Das Grundgesetz verpflichtet die deutsche Politik auf moralisch-ethische Maßstäbe. Es verpflichtet jeden Bürger und alle staatliche Gewalt auf den Schutz der unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechte, die Grundlage jeder Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt sind. Es bestimmt auch den Zweck und den Auftrag unserer Streitkräfte und es begrenzt diesen nicht auf die Verteidigung der nationalen Grenzen, so sorgfältig die Entscheidungen darüber auch bedacht und getroffen werden müssen.

Das war vierzig Jahre lang die Legitimation der Bundeswehr zum Schutz unseres Landes, und es bleibt die Legitimation für die Bundeswehr als Teil der westlichen Schutzgemeinschaft. Gerade weil Deutsche in der jüngsten Geschichte militärische Gewalt in so schrecklicher Weise mißbraucht – und übrigens auch erlitten haben, ist unser Land verpflichtet, sich im Rahmen der Völkergemeinschaft

an der Wiederherstellung des Rechts zu beteiligen. Das muß mit Augenmaß geschehen, im Hinblick auf unsere Geschichte, auf die Verantwortung für unsere Soldaten und auf die Akzeptanz in der Bevölkerung.

Wir verfolgen mit Sorge die Beschädigung des Ansehens internationaler Institutionen, deren Wirksamkeit für die internationale Friedensordnung unverzichtbar bleibt. Aber wir blicken auch mit Dankbarkeit auf die Soldaten und zivilen Mitarbeiter, die in dieser Stunde in Kroatien, Italien, Georgien und Irak ihren Dienst tun und auch an anderen Stellen unsere Bündnispartner solidarisch unterstützen. Ich spreche heute noch einmal ausdrücklich diesen Soldaten und all denjenigen, die in der Vergangenheit an solchen Einsätzen beteiligt waren, meinen Dank und meine Anerkennung aus.

Mein Dank gilt aber auch denen, die vierzig Jahre Bundeswehr zur Erfolgsgeschichte der deutschen Streitkräfte in der Geschichte gemacht haben: Den Wehrpflichtigen, die kamen und kommen, um sich für die Landesverteidigung ausbilden zu lassen, den Soldaten auf Zeit, den Berufssoldaten und den zivilen Mitarbeitern der Bundeswehrverwaltung.

Es ist vor allem die Landes- und Bündnisverteidigung und nicht die Beteiligung an internationalen Missionen, die Umfang und Struktur der Bundeswehr und die Beibehaltung der Wehrpflicht rechtfertigen. So wichtig es ist, daß die Soldaten der Bundeswehr die vom Bundestag zu beschließenden Auslandseinsätze mit höchster Professionalität durchführen, und so selbstverständlich es ist, daß sie hierauf bestens gerüstet sein müssen – und damit meine ich neben Bewaffnung, Ausrüstung und guter Führungsorganisation vor allem auch die geistig-seelische und die körperliche Vorbereitung – so selbstverständlich ist es auch, daß sich die täglich Bewährung von 98 Prozent unserer Soldaten nicht im Einsatz, sondern in der vorsorglichen Ausbildung für den leider nicht auszuschließenden Fall der Landes- und Bündnisverteidigung vollzieht. Danach, und wie das geschieht, bilden sich die Bürger ihr Urteil über die Bundeswehr. Das

bestimmt ihre Bereitschaft zur Unterstützung nachhaltiger als die Kurzzeiteindrücke von Auslandsmissionen, die Fernsehen, Funk und Presse bieten.

Das Urteil der Bürger über vierzig Jahre Bundeswehr ist positiv. Lassen Sie sich da durch das Auf und Ab der demoskopischen Zahlen nicht beirren. Diejenigen unter Ihnen, die wie ich den Weg der Bundeswehr von Anfang an verfolgen konnten, wissen schließlich auch, wie lange es dauerte und wie schwer es war, für die Bundeswehr und die Nato eine so große Zustimmung in der Bevölkerung zu erhalten, wie sie heute Tatsache ist.

Diese hohe Zustimmung ist das Resultat eines vierzigjährigen gemeinsamen Lernprozesses.

Die Deutschen haben gelernt:

- Sicherheit für Deutschland gibt es nur durch nationale Streitkräfte und im europäischen Rahmen an der Seite Nordamerikas.
- Sicherheit in Europa ist unteilbar und bedeutet in erster Linie Kriegsverhinderung, in gewissem Umfang aber auch Kriegseindämmung, um sicherzustellen, daß Krieg in Europa nicht zu politischen Erfolgen führen kann.
- Streitkräfte müssen institutionell, rechtlich und geistig im demokratischen Staat verankert sein, umfassend durch das Parlament kontrolliert werden und gegenüber der Öffentlichkeit so weit wie möglich transparent bleiben.
- Landesverteidigung und Wehrpflicht haben sich als Einheit bewährt.

## Deutschland und die Staaten-gemeinschaft

Die Deutschen werden – da bin ich ganz sicher – auf die Dauer auch verstehen, daß die Mitgliedschaft in internationalen Einrichtungen und die Verantwortung Deutschlands als demokratischer und sozialer Rechtsstaat unsere internationale Solidarität erfordern, und daß diese – in besonderen Fällen und stets nur als letztes Mittel der Konfliktlösung – auch einmal militärische Beiträge beinhalten kann. Es ist eine wichtige Aufgabe für das Parlament und die in ihm vertretenen politischen Parteien,

auch bei der Beteiligung an Auslandseinsätzen eine deutliche mehrheitliche Zustimmung in der Bevölkerung zu gewinnen. Nicht nur, aber gerade auch deshalb wiederhole ich hier, was ich schon oft gesagt habe: Wenn wir von der Übernahme größerer weltpolitischer Verantwortung durch Deutschland sprechen, stehen militärische Einsätze nicht im Vordergrund. Unendlich viel wichtiger ist die Mithilfe bei der Lösung politischer Konflikte, noch ehe sie „heiß“ werden. Das darf bei Diskussionen über die gewandelte Rolle Deutschlands in der Welt nie aus den Augen verloren werden.

Die hohe Zustimmung zur Bundeswehr in der Bevölkerung ist das Ergebnis ihrer eigenen Leistungen. So hat sie zum Beispiel vor fünf Jahren eine Aufgabe übernommen, die abenteuerlich schien. Zwei ehemals feindliche Armeen wurden zusammengeführt. Besser als in vielen anderen Bereichen ist hier die Vereinigung gelungen. Heute ist die Bundeswehr ein Ort der Begegnung junger Menschen aus Ost und West. Mit dieser Zusammenführung war aber auch ein ungeheurer Personal- und Materialabbau verbunden. Die Bundeswehr hat sich dabei den politischen Vorgaben untergeordnet und die tiefgreifenden Strukturveränderungen erfolgreich mitgestaltet. Auch dafür gebührt ihr Anerkennung und Dank.

## Wehr- und Ersatzdienst

Sorge bereitet mir nach wie vor die hohe Zahl derjenigen, die nach Gesetz den Wehrdienst verweigern. Zwar ist auch der Zivildienst ein bedeutsamer Faktor im sozialen System unseres Landes, und auch die Zivildienstleistenden verdienen hohen Respekt. Aber die Wehrpflicht ist für uns unabdingbar. Wir müssen bei klarem Bekenntnis zur Wehrpflicht als der originären Bürgerpflicht zu einem angemessenem Verhältnis zwischen Wehr- und Ersatzdienst finden und auf jeden Fall eine Entwicklung verhindern, die noch mehr zu Lasten der Wehrdienstleistenden geht.

Ich halte, wie ich soeben sagte, die Wehrpflicht für unabdingbar. Ich stehe aber auch zur Verpflichtung des Parlaments, sie glaub-

würdig zu begründen, gerecht zu vollziehen und den Wehrdienst als die gegenüber dem Zivildienst vorrangige Pflicht öffentlich herauszustellen. Es wäre falsch, aus der vom Verfassungsgericht geforderten Gleichbehandlung der Wehrdienst- und Zivildienstleistenden eine Gleichrangigkeit beider Dienstformen abzuleiten. Gesellschaftlich wichtig und wertvoll – auch daran möchte ich keinen Zweifel lassen – sind allerdings beide Dienste.

Wir müssen darauf achten, daß das Gleichgewicht der Belastung von Wehr- und Ersatzdienstleistenden sichergestellt wird. Der Zivildienstleistende darf im Vergleich zum Wehrdienstleistenden weder besser noch schlechter gestellt werden.

Es wäre meines Erachtens falsch, in diesem Zusammenhang die Wiedereinführung der Gewissensprüfung anzustreben. Wir müssen vielmehr den Wehrdienst attraktiver machen und auch über manche Formen des Zivildienstes noch einmal diskutieren. Allerdings: Ohne daß die Bevölkerung die Notwendigkeit der Wehrpflicht innerlich bejaht, laufen alle materiellen und streitkräfteinternen Aktualitätsmaßnahmen in Leere.

## Zur Wehrpflicht

Manche fragen heute: Wozu überhaupt Wehrpflicht?

Ihnen sage ich: Wehrpflicht macht alle Bürger verantwortlich für die Sicherheit ihres Gemeinwesens und sie macht übrigens auch die Politiker in besonderem Maß sensibel für Einsätze, weil diese dann ja Söhne aus allen Familien und Schichten betreffen. Sie garantiert, daß die Armee in der Gesellschaft und mit der Gesellschaft lebt. Und sie sichert natürlich auch den personellen Gesamtumfang der Streitkräfte und ihre Qualität.

Die vielfältigen Vorteile für Staat und Streitkräfte reichen meines Erachtens jedoch als Begründung nicht aus, ebensowenig wie wolkige Rufe nach mehr Pflichtgefühl der jungen Leute. Die Wehrpflicht ist ein so tiefer Eingriff in die individuelle Freiheit des Bürgers, daß ihn der demokratische Rechtsstaat nur fordern darf, wenn es die äußere Sicherheit des Staates wirklich gebietet. Die all-

gemeine Wehrpflicht ist also kein allgemeingültiges Prinzip, sondern sie ist auch abhängig von der konkreten Sicherheitslage. Ihre Beibehaltung, Aussetzung oder Abschaffung und ebenso die Dauer des Grundwehrdienstes müssen sicherheitspolitisch begründet werden. Gesellschaftspolitische, historische, finanzielle und streitkräfteinterne Argumente können dann ruhig noch als Zusätze verwendet werden.

Wehrpflicht glaubwürdig zu erhalten, heißt also zu erklären, weshalb wir sie trotz des Wegfalls der unmittelbaren äußeren Bedrohung immer noch benötigen.

Ich wiederhole das ganz bewußt: Nur wenn die Bevölkerung davon überzeugt werden kann, wird sie die Wehrpflicht auch in der Zukunft akzeptieren. Und hierzu, meine Herren, können Sie einen Beitrag leisten. Machen Sie also der Bevölkerung und den Wehrpflichtigen klar, weshalb Vorsorge für die Landes- und Bündnisverteidigung in dem vorgesehenen Umfang ohne eine Verpflichtung des Bürgers nicht realisierbar ist. Der Generalinspekteur der Bundeswehr hat im militärischen Teil seiner Standortbestimmung hierzu deutliche Vorgaben gemacht. Er hat ausführlich beschrieben, daß es zwar einen erklärten Gegner nicht mehr gibt, daß aber neue Instabilitäten und Risiken mit einer Vielzahl auch militärischer Konflikte entstanden sind, die die Streitkräfte weiterhin notwendig machen.

Sorgen Sie aber vor allem dafür, daß der Wehrdienst als sinnvoll empfunden werden kann. Die „Akzeptanz“ der Bevölkerung leidet nämlich nicht nur wegen einer nicht durchschlagenden Begründungsstrategie, sondern auch wegen des „Image“ des Grundwehrdienstes und vieler Pflichtwehrübungen; ich erinnere nur an das böse Wort vom „Gammeldienst“.

Die Streitkräfte müssen heute gegen gute Konkurrenz um die künftigen Soldaten werben, besonders um die qualifizierten. Werben heißt aber nicht schöne Worte machen, sondern eine Realität schaffen, die für sich wirbt, die ein positives Image schafft und damit Bewerbungen auslöst. Das beginnt mit der Sprache, es setzt sich fort im Umgangston, es zeigt sich an

der Frage, ob man wirklich die besten Soldaten „am Mann“ ausbilden läßt oder ob man sie anders verwendet. Und es endet bei der Einplanung und vor allem bei der Betreuung der Reservisten. Eine exzellente Armee brilliert nicht nur im Gefechtsdienst.

Meine Sorge gilt auch der Spannung zwischen Quantität und Qualität der Streitkräfte. Qualität kleiner, für den Einsatz bestimmter Teile, die Sie Krisenreaktionskräfte nennen, darf nicht zu Lasten der Ausbildungsqualität des Gesamtkörpers Bundeswehr gehen. Bieten Sie den Soldaten in allen Teilen der Streitkräfte eine lohnende und sinnvolle Ausbildung und eine Zeit, die die Wehrpflichtigen danach als gewinnbringend und nicht als Verschwendung betrachten.

Was das Innere der Bundeswehr angeht, so hat es in den vierzig Jahren überall Höhen und Tiefen gegeben. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Aber der Staat und die Gesellschaft der nächsten vierzig Jahre werden aller Voraussicht nach den Streitkräften nicht mehr das gleiche stabile Umfeld garantieren können wie bisher. Ich denke dabei vor allem an die Entwicklung in Europa.

### Die Bundeswehr – eine postnationale Institution?

Wenn das Wort von der wiedergefundenen nationalen Identität der Deutschen die Runde macht, dann müßte man in diesem Zusammenhang auch einmal die besondere Entwicklung der Bundeswehr bedenken. Dem Außenstehenden erscheint sie manchmal schon als eine der ersten postnationalen Institutionen, auch wenn man das in Ihrer Fachsprache mit Multinationalität bezeichnet.

Die Sicherheit Europas ist unteilbar und wir können sie auch nur gemeinsam gewährleisten. Dafür brauchen wir einen engen politischen und militärischen Verbund. Europäische Streitkräfte mag es eines Tages ebenso geben wie das europäische Geld. Dennoch bleibt man Deutscher und vertritt neben Europa auch Deutschland. Dabei wird man sich vielem öffnen, auch manche gewohnte Tabus abbauen müssen. Ich denke etwa an Frauen auf dem Gefechtsfeld, eine unsere

Krisenreaktionskräfte zukünftig erwartende Selbstverständlichkeit, oder an andere Formen der Rechtsanwendung, der Entscheidungsfindung und der Dienstgestaltung.

Die Debatte um das Einsatzspektrum der Streitkräfte hat allen gezeigt, daß „ewige“ Wahrheiten nur kurze Halbwertszeiten haben. Wir sollten an die Dinge ohne Denkschablonen herangehen und nach einer offenen Debatte dann nüchtern und rational entscheiden. An der bisherigen Rechtslage sollten beispielsweise Fragen wie die, ob ein niederländischer Soldat in Zukunft einem deutschen Soldaten vorgesetzt sein kann oder ob deutsche Wehrpflichtige in Frankreich oder umgekehrt dienen können, nicht scheitern. Neue rechtlich abgesicherte Lösungen werden dann gefunden werden, wenn der politische Wille dahinter steht.

In Zeiten des Wandels und der Instabilität werden Organisationen wie die Streitkräfte ein besonders hohes Maß an Phantasie, Anpassungsfähigkeit und Aufnahmefähigkeit für Veränderungen in der Welt aufbringen müssen, um funktionstüchtig zu bleiben. Diese Fähigkeiten gilt es unter Beweis zu stellen. Dabei ist hochmoderne Technologie gewiß bedeutsam für die Einsatzbereitschaft der Bundeswehr. Von offenkundiger Wichtigkeit sind aber ebenso Grundwerte wie Disziplin, Tapferkeit, Verlässlichkeit und Kameradschaft.

Zwei dieser Grundwerte, die ich Ihnen abschließend mit auf den Weg geben möchte, stammen von einem jungen Offizier, der sie in einem Buch mit Ideen und innovativen Konzepten zur Inneren Führung in der Bundeswehr formuliert hat. Ich finde sie eher traditionell und konservativ aber auf jeden Fall gut und richtig. Also heute, nach vierzig Jahren Bundeswehr, einmal nicht Clausewitz und Scharnhorst, sondern Ralf Bultschnieder:

**1. „Die Bundeswehr dient den Bürgern und den von ihnen gewählten Vertretern.“**

**2. „Nicht die Technik, sondern der qualifizierte und motivierte Soldat ist das Erfolgspotential der Bundeswehr.“**

## LESERBRIEF ZUM „MÖRDER“-URTEIL

Das BVG hat mit seiner jüngsten Entscheidung klargestellt, daß das sogenannte Soldaten-Urteil kein Freibrief für die Verunglimpfung der Bundeswehr ist. Die Aussage, die obersten Richter hätten den Schutz der Ehre von Soldaten der Bundeswehr preisgegeben – hier entstand ja auch die heftige Kritik nach dem ersten Urteil – muß deshalb relativiert werden.

Eine Demokratie fußt u.a. auf dem Respekt vor der Würde des anderen. Die Parole „Soldaten sind Mörder“ sollte daher keinem gleichgültig sein, auch wenn dieses Tucholsky-Zitat durch das Recht auf freie Meinungsäußerung gedeckt ist. Der Verlust von fundamentalen Prinzipien beginnt bei der Verrohung der Sprache: heute werden Polizeibeamte „Bullen“, Zivildienstleistende „Urinkellner“ und Soldaten „Mörder“ genannt – und morgen? Wenn diejenigen, die mit dem Zitat „Soldaten sind Mörder“ nicht die Bundeswehr und ihre Angehörigen meinen: Warum sagen sie dann nicht, welche Armee der Erde – und es gibt wirklich blutige Schlächter – sie treffen wollen und welche nicht?

So aber bleibt der unreflektierte Gebrauch des Tucholsky-Satzes scheinhellig und verletzend, auch wenn er durch das Recht auf freie Meinungsäußerung gedeckt ist.

Günter Thye, Flensburg

## LANDMINENPROBLEMATIK

# Gemeinsame Erklärung der Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Verbot von Landminen

Vom 25. September bis 13. Oktober 1995 findet in Wien die Konferenz zur Überprüfung des UN-Waffenübereinkommens (CCW-Konvention) statt. Das zweite Zusatzprotokoll zu diesem Abkommen enthält Richtlinien und Bedingungen für den Einsatz von Minen. In der Vorbereitungsphase der Konferenz bemühen sich verschiedene Teilnehmerstaaten der CCW-Konvention um verbesserte Regelungen beim Einsatz von Landminen. Angesichts der schreienden Not der Minenopfer unterstützen wir diese Anstrengungen mit Nachdruck und betonen die dringende Notwendigkeit einer Verschärfung der geltenden Bestimmungen.

Landminen verwunden, verstümmeln und töten in den meisten Fällen nicht Soldaten im Verlauf regulärer Kampfhandlungen, sondern Zivilisten, und das noch

Jahre nach dem Ende der Feindseligkeiten, bei denen sie eingesetzt wurden. Sie sind damit ein besonders eindringliches Beispiel für unterschiedslos wirkende Waffen. Nach Schätzungen der amerikanischen Regierung sind heute in 50 Ländern 85 bis 100 Millionen Landminen verstreut. Jeden Monat werden circa 800 Menschen durch Landminen getötet, weitere 450 schwer verletzt. Allein in Kambodscha sind nach Angaben des Roten Kreuzes 36.000 Personen, in Angola 20.000 Menschen durch Minen verstümmelt worden.

Die christlichen Kirchen sind besonders durch ihre Hilfswerke direkt mit den verheerenden Folgen eines sich immer weiter verbreitenden, unkontrollierten und bedenkenlosen Einsatzes von Minen konfrontiert. Dieser Trend muß so schnell wie möglich umgekehrt werden. Dazu ist eine neue Abwägung zwischen dem militärischen Nutzen dieser Waffen und den rasch steigenden Schäden vorzunehmen und eine politische Entscheidung zu treffen, die wirksame Abhilfe schafft.

### 1. Für einen schrittweisen Abbau mit dem Ziel eines weltweiten Verbots von Landminen

Die Bundesregierung hat sich in Übereinstimmung mit anderen Vertragspartnern in der Vorbereitungsphase der bevorstehenden UN-Konferenz um eine Verbesserung der Regelungen des Minenprotokolls bemüht. Angestrebt werden vor allem eine Ausweitung des Geltungsbereiches für inner-

## Wiener Landminen-Konferenz gescheitert

Wien, 13.10.95 (KNA) Die Wiener Verhandlungen über den Einsatz von Landminen sind geplatzt. Einen Tag vor Konferenz-Ende sprachen die Delegierten am Donnerstag von unüberwindbaren Meinungsverschiedenheiten. Die westlichen Industriestaaten wollten Streuminen ohne Selbstzerstörungsmechanismus verbieten. Dagegen wandten sich Rußland, China, Indien und Mexiko. Die Teilnehmer diskutieren derzeit, ob und wie die Gespräche fortgesetzt werden können. Zugleich wird auch über ein Protokoll verhandelt, mit dem Blindheit verursachende Laserwaffen geächtet werden sollen. Die Konferenz in der österreichischen Hauptstadt war zur Überprüfung der vor 15 Jahren verabschiedeten UN-Konvention über konventionelle Waffen einberufen worden. Nach Angaben von Delegierten höhlen aber von China, Rußland und Indien eingebrachte Vorschläge die bereits in Kraft befindliche Konvention eher noch aus. Die westlichen Staaten hielten es für nicht vertretbar, dem zuzustimmen.



staatliche Konflikte und ein Verbot von metallosen Minen, deren Splitter im Körper des Opfers nur schwer entdeckt und entfernt werden können. Der generelle Bann von Anti-Personenminen wäre ein weiterer wichtiger Schritt. Wir unterstützen diese Bemühungen nachhaltig, aber sie reichen unserer Meinung nach nicht aus.

Denn die jetzt absehbaren Neuregelungen lassen unter bestimmten Bedingungen den Einsatz von „High-Tech-Minen“ zu, also solchen, die über einen Selbstzerstörungsmechanismus verfügen oder per Fernsteuerung ein- und ausgeschaltet werden können. Deren unterschiedslose Wirkung, auch gegen Zivilisten, bleibt jedoch während der Einsatzphase und bei Versagen der Entschärfungstechniken bestehen. Nach wie vor ist auch mit modernster Technologie nicht sicherzustellen, daß High-Tech-Minen zwischen einem Panzer und einem Schulbus unterscheiden können. Es ist erwiesen, daß die Quote fehlgeschlagener Entschärfungsversuche bei der derzeit aktuellen Minentechnologie erheblich ist. Es wäre deswegen eine Überschätzung der technischen Modernisierungsmöglichkeiten, allein von der Ablösung der technisch veralteten, aber billig herzustellenden Minen ohne Entschärfungstechnik durch neue „intelligente“ Minen einen entscheidenden Durchbruch bei der Minenproblematik zu erwarten. Die Problematik der Landminen darf nicht auf eine Frage der Technologie verkürzt werden. Wir halten langfristig ein generelles Verbot dieser Waffengattung für notwendig.

Wir begrüßen in der Perspektive, langfristig Landminen aller Art völkerrechtlich zu ächten, jeden Schritt zu einem stufenweisen Abbau des Landminenpotentials. Wir bitten die deutsche Regierung, dies als Ziel deutscher und internationaler Politik festzuschreiben. Um darauf hinzuwirken, daß das UN-Minenprotokoll weltweit im verabredeten Umfang beachtet und durchgesetzt wird, wäre zu prüfen, ob Ländern, die das UN-Minen-

republik Deutschland nach dem Ende des Kalten Krieges und dem Vorhandensein moderner Minenräumtechnologien in den Armeen aller uns umgebenden Staaten halten wir es für nicht vertretbar, daß die Bundesregierung jährlich hohe Summen für Forschung Entwicklung Produktion und Lagerung von Landminen aufwendet. Die aktuellen Forschungs-, Entwicklungs- und Produktionsvorhaben in diesem Bereich sollten offenge-

legt, möglichst bald zu Ende geführt oder eingestellt werden. Eine transparente und konsequente Politik des Ausstiegs aus der Landminenbewaffnung, verbunden mit einer Vernichtung der Bestände „alter“ Minen, ist jetzt notwendig.

Bereits im Juni 1994 hat die Bundesregierung ein von der UN vorgeschlagenes Exportmoratorium für Anti-Personenminen erlassen. Wir plädieren dafür, daß sich die deutsche Seite bei den anstehenden Verhandlungen für die Festschreibung eines umfassenden sanktionsbewehrten Exportverbots einsetzt. Dies ist notwendig, damit die erstrebte Minenab-

rüstung nicht durch den internationalen Handel oder eine Produktionsverlagerung unterlaufen wird. Zur Minenächtung gehören entscheidend ein uneingeschränktes Nein zum Minenexport und die Bereitschaft, die Kosten für die Beseitigung dieser grausamen Waffen zu übernehmen.

### 3. Für die Bereitstellung von Geldern zur Minenräumung

Der billigen Beschaffung der Minen (Stückpreis ab 5 US-Dollar)

## Caritas: Gescheiterte Minenkonferenz ist tödlicher Skandal

**Freiburg, 13.10.95 (KNA)** Als „tödlichen Skandal“ hat der Deutsche Caritasverband das Scheitern der Minenkonferenz in Wien kritisiert. Der Abbruch der Verhandlungen bedeute einen schweren Rückschlag für alle Bestrebungen, die Minenproblematik zu entschärfen, erklärte der Leiter von Caritas international, Günter Hölter, am Freitag in Freiburg auf Anfrage. „Das Scheitern der Konferenz ist ein Schlag ins Gesicht für Millionen von Menschen, die in minenverseuchten Ländern leben müssen“, so Hölter. Er appelliert an die westlichen Regierungen, politischen Druck auf die Staaten auszuüben, die in der Minenfrage auf alten Positionen beharren. Das Kinderhilfswerk „terre des hommes“ forderte am Freitag in Osnabrück Menschenrechtsorganisationen und Institutionen wie Weltbank und Internationalen Währungsfonds auf, sich intensiver mit den aktuellen Ursachen von Kriegen zu befassen. Dabei dürfe sich der Blick nicht nur auf Minen beschränken. Immer stärker würden Kleinwaffen in den zumeist innerstaatlichen Konflikten benutzt. Nach Angaben von „terre des hommes“ stammen diese Waffen aus den Arsenalen sich auflösender Armeen und gelangen über zahlreiche graue Märkte zu den Kriegführenden. Mit herkömmlichen Instrumenten der Rüstungskontrolle könne der Waffenhandel „nicht einmal erfaßt“ und schon gar nicht kontrolliert oder verhindert werden. Die Wiener Konferenz habe wieder einmal militärische Überlegungen über politische und humanitäre Gesichtspunkte gestellt“.

protokoll nicht unterschreiben, gezielt positive Anreize zur Annahme des Protokolls angeboten werden können. Solchen Anreizen käme jedenfalls Vorrang vor Formen direkter oder indirekter Sanktionen zu.

### 2. Für die Vernichtung bestehender Minenbestände und für ein erweitertes Exportverbot

Angesichts der verminderten Bedrohungslage für die Bundes-

stehen hohe Kosten bei der Räumung von verminnten Landstrichen (rund 1.000 US-Dollar pro Mine) gegenüber. Sie überfordern die Möglichkeiten der betroffenen, überwiegend sehr armen Länder. Wir unterstützen deshalb die jüngsten Bemühungen des Deutschen Bundestages zur Minenräumung und appellieren an die Bundesregierung, mehr Mittel für bilaterale und multilaterale Projekte (vor allem der UN) der Minenräumung zur Verfügung zu stellen. Die bisher in Aussicht gestellten Mittel erscheinen angesichts der bestehenden Anforderungen erschreckend gering. Insbesondere die Entwicklung neuer und effektiver Technologien, die geräumtes Gelände auch für eine zivile Nutzung wieder zugänglich machen, ist von besonderer Dringlichkeit. Wenn die Bundesregierung zudem das technische und logistische Know-how der Bundeswehr zur Verfügung stellte, um in entsprechenden Ländern die Räumarbeiten von Nichtregierungsorganisationen zu unterstützen, könnte sie ihr Engagement für die Landminenächtung zusätzlich beglaubigen.

#### 4. Für eine Verstärkung der Hilfe für Minenopfer

Minenopfer bedürfen einer intensiven medizinischen Betreuung und einer vielfältigen Unterstützung auf dem Weg zu ihrer sozialen und psychischen Rehabilitation. Neben den physischen Schäden der Verstümmelung sind die Opfer häufig durch schwere seelische Probleme belastet. Wer wegen seiner Verletzungen nicht mehr für den eigenen Unterhalt sorgen kann, bedarf der Hilfe und Fürsorge der Gemeinschaft. Die betroffenen armen Länder sind aber nicht in der Lage, das Notwendige zu leisten. Deshalb bitten wir dringend alle diejenigen, die bei uns oder in anderen Ländern Hilfe leisten können, das ihnen Mögliche rasch und unbürokratisch zu tun. Nicht zuletzt wäre es ein Beitrag zur Wiedergutmachung, wenn die Länder, die durch Produktion und allzu „li-

berale“ Rüstungsexportpolitik zu dem Problem beigetragen haben, sich nun auch in den von Bürgerkriegen ruinierten und von Minen verseuchten Ländern stärker personell und finanziell engagierten und den Opfern bessere Rehabilitationschancen eröffneten.

Das Problem der Landminen ist in den letzten Jahren immer bedrückender geworden. In diesem Sinne haben Papst Johannes Paul II. und führende Vertreter des Weltkirchenrates in jüngster Zeit eindringlich dazu aufgerufen, Landminen zu ächten und den internationalen Handel ganz einzustellen.

Wir appellieren an die Bundesregierung, ihrer internationalen politisch-moralischen Verantwortung durch eine Vorreiterrolle bei der Achtung von Landminen und bei der Hilfe für die Minenopfer gerecht zu werden.

Bischof  
DDr. Karl Lehmann,  
Vorsitzender der Deutschen  
Bischofskonferenz

Landesbischof  
Dr. Klaus Engelhardt,  
Vorsitzender des Rates der  
Evangelischen Kirche in  
Deutschland

## KURZ NOTIERT

### Etat für Minenräumung wird vervierfacht

Bonn, 31.10.95 (KNA) Vertreter von Union, SPD und FDP haben den Beschluß des Haushaltsausschusses des Bundestages begrüßt, die Finanzmittel für die Räumung von Minen zu vervierfachen. Trotz großer haushaltspolitischer Engpässe sei der Sonderfonds des Außenministeriums für die Minenräumung im Jahr 1996 von drei auf 13 Millionen Mark aufgestockt worden, erklärten die Abgeordneten Friedbert Pflüger (CDU), Volker Kröning (SPD) und Olaf Feldmann (FDP) am Dienstag in Bonn. Angesichts des vorläufigen Scheiterns der Wiener Abrüstungskonferenz über Landminen bedeute diese Entscheidung ein „wichtiges Zeichen“, daß die Landminen-Problematik in Deutschland weiterhin einen hohen Stellen-

wert habe. Er sei gleichzeitig eine Mahnung an die Staaten, die in Wien als Bremser bei der Verringerung von Minen aufgetreten seien, heißt es.

### „Cap Anamur“ startet in Kambodscha Minenräum-Projekt

Köln, 3.11. 95 (KNA) Das Notärzte-Komitee „Cap Anamur“ will in Kambodscha ein Minenräum-Projekt starten. Mit den zuständigen Behörden sei die geplante Aktion in der Provinz Battambang im Nordwesten des Landes abgesprochen worden, teilte die Organisation am Freitag in Köln mit. Partner sei die kambodschanische Minenräumorganisation CMAC. Nach Angaben von „Cap Anamur“ belaufen sich die Kosten für das Projekt in den ersten zwölf Monaten auf zwei

Millionen Mark. Zudem baue die Organisation am Stadtrand von Phnom Penh eine Ambulanz auf.

\*\*\*

### Sprache der Täter nicht unkritisch übernehmen

Mainz, 30.11.95 (KNA) Der Deutsche Presserat hat die Medien aufgefordert, in ihrer Berichterstattung über Krieg und Verbrechen die „oft verharmlosende Sprache von Beteiligten und Tätern nicht unkritisch zu übernehmen“. Der Presserat reagierte damit nach eigenen Angaben auf eine Beschwerde gegen die Verwendung des Begriffs „säubern“ im Zusammenhang mit Deportationen von Menschen. Mit dem Begriff „säubern“, so der Presserat am Mittwoch in Mainz, würden Verbrechen verharmlost und die Opfer herabgewürdigt. Ähnliches gelte für andere Begriffe der Kriegspropaganda.

## MILITÄRSEELSORGE

# Militärseelsorger in der polnischen Armee

Tadeusz Ploski

Die Tradition der Militärseelsorge in Polen reicht in die staatlichen Anfänge hinein, also in das 10. Jh. Bis zum Ende des 17. Jh. besetzten in Polen Militärgeistliche verschiedener Konfessionen Dienstposten im Militär.

Nach dem II. Weltkrieg wurde im kommunistischen Polen in der Armee eine gewisse seelsorgerische Struktur unter dem Namen Generaldekanat mit 36 Militärseelsorgern beibehalten. Sie durften in der Praxis über die liturgische Funktion innerhalb der Kirche hinaus nicht seelsorgerisch tätig sein. Sie durften sich sogar an Soldatenbegräbnissen mit weltlichem Charakter nicht beteiligen. Während des Kommunismus wurden viele Soldaten sowie Offiziere verfolgt, wenn sie es wagten ihren Glauben offen zu bekennen. Für Offiziere hatte dies zur Folge, daß sie verzögert befördert oder aus der Armee entlassen wurden. Auf einfache Soldaten wurde Druck ausgeübt, wenn sie Zeichen des Glaubens wie Kreuze oder kleine Medaillons trugen. Außerdem war es verboten, die Hl. Messe zu besuchen sowie in den Kasernen privat zu beten, die Hl. Schrift und Gebetsbücher mitzubringen.

Der Glaube wurde jedoch in den Familien der Soldaten wachgehalten. Fast alle Soldaten waren getauft, etwa 80 Prozent der Ehen von Berufssoldaten waren kirchlich geschlossen und 95 Prozent der Kinder in den Offizierfamilien waren getauft. Die Soldaten empfingen die Sakramente während ihres periodischen Urlaubs und an freien Tagen. Der Glaube und die religiösen Praktiken polnischer Soldaten waren einige Jahrzehnte im Kommunismus ein einzigartiger Gang hinunter in die „Katakomben“. Mit anderen Worten – das religiös-sakramentale Leben trug die Zeichen der Katakombenkirche.

Die Wiederherstellung des Militärordinariats wurde für die gläubigen Soldaten zur neuen Quelle des Muts bei dem offenen Bekenntnis ihres Glaubens. Sie gab der polnischen Kirche die Möglichkeit, die volle seelsorgerische Betreuung durchzuführen. Für das Volk und den Staat ist sie zur „Auferstehung“ geworden, zum „Zeichen der neuen Ordnung“, zum Zeichen der Normalität.

Derzeit arbeiten in der Militärseelsorge 198 Militärgeistliche. 95 Prozent von ihnen sind neue und junge Leute, das Durchschnittsalter der Priester beträgt 35 Jahre. Ihren seelsorgerischen Dienst üben sie mit Masse nicht in den Militärkirchen sondern in Kasernen, an Militärhochschulen, den Militärkrankenhäusern sowie in Friedensmissionen der UNO aus. Annähernd 65 Prozent der Militärseelsorger haben in den Jahren 1965–81 ihren Militärdienst abgeleistet. Für alle anderen wird ständig eine Weiterbildung organisiert.

Die Strukturen des Militärordinariats sind vollständig denen der Armee angepaßt. Eigene Militärseelsorger haben die Militärbezirke und die Teilstreitkräfte (Luftwaffe und Kriegsmarine). Für die einzelnen Divisionen, Flottillen, Brigaden und Regimenter werden Militärseelsorger bestimmt. Die 19 Militärhochschulen verfügen ebenfalls über Militärgeistliche. Desweiteren befinden sich einige bei den polnischen Friedenskontingenten der UNO in Syrien, im Libanon und im früheren Jugoslawien. Der ständige seelsorgerische Dienst ist auch auf Truppenübungsplätzen gewährleistet.

Nach der früheren politischen Militärdoktrin waren Feinde die Staaten, die Mitglieder der feindlichen Militärischen Ordnung waren und somit auch ihre Völker. Der Feind des polnischen Soldaten

war jeder Staatsbürger, aus einem als Feind erkannten Staat. Darüberhinaus waren Länder, welche eine andere Gesellschaftsordnung hatten, die aber nicht zum feindlichen Militärblock gehörten, potentielle Feinde. Auf diese Weise sollte sich der polnische Soldat mindestens dreiviertel der Weltbevölkerung gegenüber unfreundlich verhalten, aber auch einem Teil des eigenen Volkes gegenüber. Feindliche Länder und ihre Einwohner sowie die „Nicht-rechtschaffenen“ innerhalb der eigenen Gesellschaft sollten immer böser Absichten verdächtigt werden. Ein so großes Maß an bösen Empfindungen anderen Leuten gegenüber, das fehlende Verständnis für unterschiedliche Wertsysteme und überhaupt für alles Andersartige konnte nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen innerhalb der Armee sein. Es galt das Prinzip Verdächtigung: „Das Ziel heiligt die Mittel“, und der Geist des Wettkampfes von allen mit allen, haben dem gegenseitigen Vertrauen und dem Geist der Zusammenarbeit in hohem Maße geschadet, welche für die Ausbildung in der Truppe und den Zusammenhalt der Armee die wichtigsten Voraussetzungen sind.

Um so wichtiger ist die Rolle des Militärseelsorgers. Er ist wie kein anderer dazu berufen, die Soldaten auf schwierige Situationen vorzubereiten, damit sie richtig entscheiden und ihr Tun gegenüber Gott verantworten können. Das ist um so wichtiger, je komplizierter und moralisch zweifelhafter die Situationen werden, in die der Soldat geraten kann.

Manche der führenden Militärs haben die in Polen vor sich gehenden revolutionären Prozesse der Transformation der Gesellschaftsordnung und die Änderungen in der Mentalität nicht akzeptiert. Auch manche der Militärseelsorger haben den früheren „zivilen“ Blick auf das Militär in die Armee, als atheistisches Milieu, mitgebracht. Diese Führer sowie manche solcher Militärseelsorger scheiden langsam aus den Streitkräften aus. Die Erwartungen der Anfangszeit waren nicht immer befriedigend. Seitens der Armee waren zwar Worte der Anerkennung und des Lobes zu hören. Es gab aber auch

Stimmen der Enttäuschung und der Unlust. Als eine der besonderen Schwierigkeiten stellte sich die Trennung der Ebene des Glaubens von der Ebene der Ideologie heraus.

Die kommunistische Armee war einer sehr starken Atheisierung durch die Politoffiziere unterzogen. Insgesamt gab es einige tausend von ihnen. Sie hörten auf ihre Funktion auszuüben, in dem Moment als die Militärseelsorge in die Kasernen kamen. Für viele Soldaten, die Ideologie vom Glauben nicht unterscheiden konnten, stellte es sich als einfacher Ersatz der Politoffiziere durch die Militärseelsorger dar. Deshalb gab es auch Fälle, wo den Militargeistlichen die Rolle des Politoffiziers zugemutet

wurde. Heute kann gesagt werden, daß die Ebenen des Glaubens und der Ideologie nicht mehr mit einander verwechselt werden.

Die Soldaten wenden sich an die Seelsorger mit persönlichen Problemen. Sie stammen aus dem religiösen Leben aber auch aus dem Privatleben, also aus dem gesamten „Gepäck“ von persönlichen Erlebnissen. Da gibt es Fragen in Verbindung mit den Sakramenten, angefangen bei der Taufe, über die Erstbeichte und die Erstkommunion, Firmung und Eheschließung. Da sind auch Probleme, die sich auf die kameradschaftlichen Beziehungen, auf das geistige Sichverlieren und auf die Suche nach Antwort über den Sinn des Militärdienstes beziehen.

Der Militärseelsorger ist gleich dem Samariter dem Soldaten in schwierigen Augenblicken immer zugänglich, wie bei verschiedenen depressiven Taten einschließlich von Selbstmordversuchen, anderen tragischen Unfällen und Zusammenbrüchen. In solchen Augenblicken sind das Wort des Glaubens, die freundliche Anwesenheit des Geistlichen, die Möglichkeiten eines Gesprächs, der Beratung sowie andere Möglichkeiten praktische Hilfe zu leisten gefragt. Alles, was die Militärseelsorger tun, konzentriert sich auf ein Wort: DIENST. Dieser Dienst getan in der Liebe, schreitet über Vorschriften und Reglements hinaus. Uns bindet die Liebe zu Gott an den Soldaten als Mensch.

## PERSONALIA

# Vom Saulus zum Paulus: Polens Generalstabschef Tadeusz Wilecki

Joachim G. Görlich

Wohl der umstrittenste und eigenwilligste General in Polens Armee ist der Generalstabschef und Dreisterne-Waffengeneral Tadeusz Wilecki. Wie die meisten polnischen Offiziere stammt er aus einem dörflichen Milieu, machte im schlesischen Oels sein Abitur und absolvierte 1967 die Panzeroffizierschule in Posen. Ein Jahr später gehörte er zu den polnischen Invasionstruppen in der Tschechoslowakei. Ausgewählt für den Favoritenkreis des damaligen Verteidigungsministers, General Wojciech Jaruzelski, absolvierte Wilecki die polnische Generalstabsakademie, wurde Kommandeur des 10. Panzerregiments im oberschlesischen Stephansdorf bei Oppeln. 1982 beendete er seine Ausbildung an der „Marschall-Woroschilow-Militärakademie“ in der Sowjetunion. 1987 wurde er Befehlshaber des wichtigsten Wehrbereichs, nämlich Schlesiens, der für eine Westoffensive spezialisiert war und mit der Nationalen

Volksarmee der DDR eng zusammen arbeitete.

Bis zur polnischen „Wende“ 1989 galt er als besonders linientreu. Bei den Soldaten war er wegen seiner Disziplinarstrafen besonders gefürchtet. Er galt jedoch als vorbildlicher Soldat und wird dem Typ des „Soldaten-Intellektuellen“ zugerechnet. Nach der Wende schwenkte er um, setzte sich vehement für die Militärseelsorge ein und ließ sich ostentativ mit seiner Frau kirchlich trauen. Bald gehörte er zum engsten Kreis von Staatspräsident Lech Walesa. Seit 1991 ist er als Generalstabschef der ranghöchste polnische General. Wilecki gehört zu den großen Befürwortern eines NATO-Beitritts Warschaus. Er hat permanent Schwierigkeiten mit den Politikern und mit dem Verteidigungsministerium: Er lehnt eine „Zivilisierung“ des Verteidigungsministeriums ab und vertritt die Meinung, daß der Generalstab besser wisse, was für die Truppe gut sei, als die Zivilisten.

## KURZ NOTIERT

# Deutsche und polnische Bischöfe treffen sich in Warschau

Bonn, 31.10.95 (KNA) Eine Begegnung der Deutschen und der Polnischen Bischofskonferenz ist zum 30. Jahrestag des Austausches der Versöhnungsbotschaften zwischen den Bischöfen beider Länder geplant. Wie die Deutsche Bischofskonferenz am Dienstag in Bonn mitteilte, findet das Treffen unter Leitung der Konferenz-Vorsitzenden Kardinal Jozef Glemp und Bischof Karl Lehmann vom 12. bis 14. Dezember in Warschau statt. Im Rahmen der Veranstaltung soll eine Erklärung über den „gemeinsamen Weg der Kirchen in beiden Ländern und der beiden Völker“ im Blick auf ein vereintes Europa veröffentlicht werden. Zudem wollen der ehemalige Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Hans Maier, und die ehemalige polnische Ministerpräsidentin Hanna Suchocka den Briefwechsel würdigen, der 1965 am Rande des Zweiten Vatikanischen Konzils zustande kam und als Meilenstein der Aussöhnung zwischen Deutschen und Polen gilt.



## GESCHICHTE IM BLICK

## „Vieles ist verwirklicht“

## Zum 30. Jahrestag des deutsch-polnischen Briefwechsels

Von Bischof Ignacy Jez

*Am 18. November jährt sich zum 30. Mal der historische Briefwechsel zwischen den polnischen und den deutschen Bischöfen. In den beiden während des Zweiten Vatikanischen Konzils verfaßten Schreiben baten beide Bischofskonferenzen einander um Vergebung für das Unrecht, die Greuel und das Leid des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen. Die Aussagen der Briefe, die vor allem in Polen heftig umstritten waren, gelten heute als Meilensteine auf dem Weg der Versöhnung beider Völker. Für die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) zieht der emeritierte Bischof von Koszalin (Köslin/Kolberg), Ignacy Jez, eine Bilanz des Briefwechsels und seiner Folgen. Der 1914 geborene und 1960 zum Bischof geweihte Jez war zwischen 1942 und 1945 Häftling in Dachau. Er nahm am Konzil teil und gilt als Förderer der deutsch-polnischen Versöhnung.*

„30 Jahre sind vergangen seit den Tagen, in denen – zum Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils – die polnischen Bischöfe zahlreiche Mitbrüder zur Tausendjahrfeier der Taufe Polens eingeladen haben, die im Jahre 966 stattfand. Eine ganz besondere Rolle spielte der Brief an die deutschen Bischöfe. Dieses Schreiben mußte an die gemeinsame Vergangenheit beider Völker anknüpfen. Ein besonders schweres Kapitel waren die Zeit und die Umstände des Zweiten Weltkriegs. Darum hieß es in dem Brief der polnischen Bischöfe: ‘Über unser armes Vaterland senkte sich eine furchtbar finstere Nacht. Sie wird bei uns allgemein ‘deutsche Okkupation’ genannt’.

Die Folge des von Deutschland verlorenen Krieges war eine große Anzahl von Flüchtlingen und Vertriebenen. Die einen kamen aus den ehemals deutschen Gebieten. Die anderen waren Polen aus den an die Sowjetunion grenzenden Regionen, die nun sowjetisch wurden. Sie wurden vertrieben, ungeachtet dessen, daß Polen zu den Siegermächten gehörte. Und alles auf Grund der Entscheidungen der USA, der Briten, der Russen und der Franzosen auf der Konferenz von Potsdam. Diese Umstände

mußten in der Einladung an die deutschen Bischöfe berücksichtigt werden. Man konnte auch nicht die Form vergessen, in welcher man die Deutschen vertrieben hatte. So erklärten sich die Worte im Brief der polnischen Bischöfe: ‘In diesem allerchristlichsten und zugleich sehr menschlichen Geist strecken wir unsere Hände zu Ihnen, hier in den Bänken des zu Ende gehenden Konzils, wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.’ Die deutschen Bischöfe haben geantwortet: ‘Mit brüderlicher Ehrfurcht ergreifen wir die dargebotenen Hände.’ Und kurz vorher lesen wir: ‘So bitten auch wir zu vergessen, ja wir bitten zu verzeihen.’

Die beiden Briefe kann man nur aus der Atmosphäre und dem Klima des Konzils verstehen. Der Inhalt beider Schreiben ist so sehr christlich und katholisch, daß jemand, der anders geprägt ist, sie niemals oder nur schwer begreifen kann. Das hat sich zum Beispiel an der kommunistischen Propaganda bei uns gezeigt. Nach der Veröffentlichung des Textes wurden der Brief und die polnischen Bischöfe so heftig angegriffen und mit allen Mitteln bekämpft, daß man sich noch heute die Frage stellen muß. Wie war so etwas mög-

lich? Am Ende – zum Glück – siegt doch die Wahrheit, und sie wird langsam und systematisch den endgültigen Sieg bringen. Es hilft dabei auch die Zeit. ‘Wir hoffen’ – so lesen wir im Brief der polnischen Bischöfe – ‘daß die Zeit, der große göttliche Kairos – die geistigen Wunden langsam heilen wird.’

Vieles, was damals als Hoffnung klang, ist durch vielfältige Formen suchenden Verstehens und gegenseitiger Verbundenheit inzwischen verwirklicht. Diese Worte lesen wir auch im Vorwort meines Buches über Dachau ‘Licht und Dunkel preiset den Herrn Als polnischer Priester im KZ Dachau’, das die Herausgeber Karl Hillenbrand und Marian Subocz geschrieben haben. Und der Heilige Vater schrieb mir 1994 zu diesem Buch: ‘Es geht nicht um ein Aufrichten der Vergangenheit, sondern darum, Perspektiven für eine gemeinsame Zukunft aus der Kraft des verbindenden Glaubens und aus der Kraft einer vertieften Erinnerung zu schaffen.’ Diese Worte – so glaube ich – passen auch sehr gut zu einer Erinnerung an den Briefwechsel zwischen den polnischen und den deutschen Bischöfen vor 30 Jahren. Denn dadurch sind sich beide Kirchen nähergekommen. Auch die Perspektiven der gemeinsamen Zukunft sind viel größer geworden, was nicht nur die Kirchen, sondern auch beide Nationen betrifft. In dieser Hinsicht hat die Kirche den ersten und auch den entscheidenden Schritt gemacht. Die Wirkungen und Folgen dieses Schrittes haben uns die vergangenen 30 Jahre gezeigt.

Dafür sei Gott Dank und Ehre.“

## EHMALIGES JUGOSLAWIEN

# Hilfe für Kriegsweisen

Dieses ist schon das fünfte Schuljahr, das manche Kinder in Kroatien und Bosnien-Herzegowina in den Kriegsumständen beginnen. Die Unterrichtsstunden sind verkürzt und die Fenster und Türen ihrer Schulen sind mit Säcken voller Sand geschützt, damit die Kinder nicht mit Granaten getroffen werden. Diese Kinder können sehr gut die Alarmsirenen und andere Warnungssignale unterscheiden sowie die Schutzkellerpositionen in der Nähe ihrer Schulen und ihrer Häuser finden. Aber trotz dieser „Überlebenskunst“, oft wiederholte Beschüsse der kroatischen und bosnischen Städte (Dubrovnik, Sarajevo, Vukovar, Mostar, Gorazde, Bihac, Srebrenica sind nur ein Teil davon), haben manchen unter ihnen unheimlich viel Leid zugefügt, nämlich den Verlust eines oder beider Elternteile.

Die Kinder sind zweifellos die größten Opfer dieses Kriegs. Das ist schon mit den Zahlen bestätigt: mehr als hunderttausend Kinder mußten ihr Zuhause verlassen und in Ausland ziehen; in Kroatien allein kamen mehr als dreihundert katholische Kinder ums Leben, während fünftausend Kriegswaisen wurden. Die Angaben für Bosnien-Herzegowina sind schwer zu ermitteln und sind noch nicht end-



*Ante Kardum, geb. 1991, mit seinem Vater Ive aus Zadar, Kroatien. Antes Mutter kam bei einem Granatenangriff ums Leben, Ante verlor dabei den linken Unterschenkel.  
(Foto: V. Saravanja)*

DAS LEBEN, die das vollständigste Verzeichnis von katholischen aber auch manchen nicht-katholischen Kriegswaisen erstellt hat und es hilft ihnen durch Patenschaften mit 600,- DM (oder Gegenwert) jährlich für ein Kind.

Die Katholische Kirche sieht sich als einen Körper trotz aller Unterschiede von Sprache, Kultur, Hautfarbe und Nation. Wir sind uns dessen bewußt, daß einem Kind niemand und nichts seine Eltern ersetzen kann, aber unsere gemeinsame Fürsorge kann doch ihre Kindheit ein wenig glücklicher und erträglicher machen.

*Pfarrer Dr. Vjekoslav Saravanja  
Leiter von KROATISCHE  
AKTION FÜR DAS LEBEN*

Das Spendenkonto in Deutschland lautet:

KROATISCHE AKTION FÜR  
DAS LEBEN Annahofstraße 8,  
D-93049 Regensburg,  
Postgirokonto Nürnberg  
Nr. 71 31 859 Konto-Nr 164 350,  
BLZ 750 500 00.

gültig, aber viele Anzeichen sprechen dafür, daß die Zahlen ungefähr gleich hoch sind wie in Kroatien. Das bedeutet, daß es in den beiden Ländern mehr als zehntausend Kriegswaisen gibt.

Bei so großer Not versuchen verschiedene kirchliche und humanitäre Organisationen, den Vertriebenen und Kindern zu helfen. Eine von diesen ist auch die KROATISCHE AKTION FÜR

## KURZ NOTIERT

### Papst: Ethnischen und religiösen Haß überwinden

Vatikanstadt, 9.11.95 (KNA) Papst Johannes Paul II. hat zur Überwindung von ethnischen und religiösem Haß aufgerufen. Es sei an der Zeit, daß der Appell der Konzilsväter für Frieden und soziale Gerechtigkeit gehört werde,

sagte er am Mittwoch bei einer Gedenkfeier in der vatikanischen Synodenaula anlässlich des 30. Jahrestags der Veröffentlichung der Konzilskonstitution „Gaudium et spes“ (Freude und Hoffnung) über die Kirche und die Berufung des

Menschen in der Welt von heute.

Der Papst beklagte, daß ethnischer und religiöser Haß weiterhin zu Konflikten, Völkermorden und Massakern führe, die schreckliche Auswirkungen wie Hunger, Epidemien und Millionen von Flüchtlin-

gen mit sich brächten. Man müsse sich fragen, ob manche Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils zu möglichen Entwicklungen in der Welt angesichts der nach dem Ende des kalten Krieges bestehenden Konflikte, des bleibenden Grabens zwischen armen und reichen Ländern und der heutigen Krise der Familie nicht zu optimistisch gewesen sind“, sagte Johannes Paul II. Weiter erinnerte er an seine aktive Mitarbeit an der Ausarbeitung der Pastoral-Konstitution, die als letztes Dokument einen Tag vor Abschluß des Konzils, am 7. Dez. 1965, approbiert worden war. Als junger Bischof von Krakau habe er von November 1964 als Mitglied der Unterkommission für das Studium der „Zeichen der Zeit“ an der Ausarbeitung von „Gaudium et spes“ teilgenommen.

## Bosnische Serben setzen Vertreibungen fort

Zagreb 2.11.95 (KNA) Die bosnischen Serben setzen ihre Kampagne der „ethnischen Vertreibungen“ gegen Kroaten und Muslime in der Region von Banja Luka fort. Nach kroatischen Pressemeldungen wurden in der nahe Banja Luka gelegenen Ortschaft Davor erneut mindestens 36 Muslime und acht Kroaten gewaltsam aus ihren Häusern vertrieben. Auch das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen in Genf bestätigte die Fortdauer der „ethnischen Vertreibungen“. Nach UN-Angaben wurden seit Beginn der neuen Vertreibungswelle am 14. August 1995 mehr als 22.000 Kroaten und Muslime aus der Region vertrieben. Gleichzeitig seien mehr als 200.000 Serben in Folge der kroatischen Rückeroberung der Krajina nach Banja Luka geflohen.

## Kroatische Bischöfe verurteilen Untaten gegen Krajina-Serben

Zagreb, 16.10.95 (KNA) Die kroatischen Bischöfe haben ihre Abscheu vor begangenen Verbrechen gegen in der Krajina zurückgebliebene Serben ausgedrückt. Es gebe Berichte über die Ermordung von Zivilisten, die in ihren Häusern geblieben seien, obwohl ihnen ihre Sicherheit „feierlich versprochen“ worden sei, betonen die Bischöfe in einer zum Abschluß ihrer Herbstvollversammlung veröffentlichten Erklärung. „Wir verurteilen die begangenen Untaten, sie sind moralisch nicht zu rechtfertigen und richten sich gegen Gottes Gesetz“, unterstreichen die Bischöfe. Auch aus der Tatsache, „daß gegen uns Böses getan wurde, darf man nicht folgern, daß uns erlaubt ist, Böses in gleicher Weise zu verüben“.

Unter Hinweis auf die Situation der ehemaligen Flüchtlinge und jetzigen Rückkehrer in ihre Heimatdörfer in der Krajina rufen die Bischöfe zu Hilfsbereitschaft und Solidarität auf, insbesondere auch durch die im Ausland lebenden Kroaten. Die Bischöfe betonen weiter, daß die Frage des von ihren Eigentümern verlassenen Besitzes und die Frage der Wiedergutmachung für die Kriegszerstörungen durch „politische Vereinbarungen, die sich an den Grundsätzen der Gerechtigkeit orientieren“, gelöst werden müßten.

### Kirche in Bosnien-Herzegowina droht auszusterben

Hamburg, 9.11.95 (KNA) Die Kirche in Bosnien-Herzegowina ist nach Angaben des Weibischofs von Sarajevo, Pero Sudar, vom „Aussterben“ bedroht. Dies sei nicht nur für die katholische Kirche eine „ganz ernste Lage“, sondern auch für die

Zukunft Bosnien-Herzegowinas, sagte Sudar in einem Interview der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) in Hamburg. Wenn das Zusammenleben in Bosnien-Herzegowina nicht funktioniere, bedeute dies gleichzeitig, daß ein friedliches Zusammenleben verschiedener Völker in Europa nicht mehr möglich sei. Der Weibischof forderte, die Politiker Europas und Amerikas müßten sich dafür einsetzen, daß Bosnien-Herzegowina ein Staat bleibe. Die Kirche werde nie ethnische Vertreibungen akzeptieren.

Nach Angaben von Sudar sind in der Diözese Banja Luka von 110.000 Katholiken nur 6.000 geblieben. Im Bistum Trebinje gebe es keine Katholiken mehr, und im Erzbistum Sarajevo seien von 528.000 Katholiken vor dem Krieg rund 180.000 geblieben. Ein Zusammenleben verschiedener Völker werde ohne die Bereitschaft zur Versöhnung nicht möglich sein. Es sei auch gegenüber den eigenen Leuten schwer, Verzeihung zu predigen. Als Zeichen für die Zusammenarbeit der Völker habe die katholische Kirche in Sarajevo ihre Schulen für Kinder aller Religionen geöffnet. Ziel sei es, eine neue Generation für den Frieden zu erziehen. Dort würden die Schüler aller Religionen gleich behandelt. Nur noch 7.000 Katholiken lebten in der Diözese sowie 19 Priester, zwei Laienbrüder und zehn Ordensfrauen.

Die Bischöfe rufen zu Versöhnung, gegenseitigem Vergeben und zu ökumenischem Einsatz auf. Das Land brauche nach den Zerstörungen jetzt wirtschaftliche und kulturelle Reformen, die sich an ethischen Werten orientieren müßten.

## Papst billigt staatliches Recht auf legitime Verteidigung

Vatikanstadt, 19.10.95 (KNA) Papst Johannes Paul II. hat das Recht auf eine legitime staatliche Verteidigung und „humanitäre Einmischung“ bekräftigt. Vorrangiges Mittel zur Lösung von Konflikten müsse der Dialog bleiben, sagte der Papst am Donnerstag bei einer Audienz für italienische

Militärgeistliche. Der Rückgriff auf Gewalt als „ultima ratio“ sei jedoch zulässig, wenn legitime Rechte eines Volkes verteidigt würden oder ein Krieg zwischen Konfliktparteien verhindert werden könne. In solchen Fällen sei ein gewaltsames Eingreifen als „legitime und pflichtmäßige humanitäre Einmi-

schung“ zu werten, die zur Errettung von Menschenleben und zum Schutz schwacher und schutzloser Personen diene und die letzten Endes Solidarität und Frieden unter der Schirmherrschaft der internationalen Gemeinschaft bringen könne. Gleichzeitig ermahnte Johannes Paul II. alle Militärangehörigen, eine Kultur des Friedens und der Solidarität zu schaffen.

## KIRCHE IN DEUTSCHLAND

## Bischöfe: Gemeinden müssen von einem Priester geleitet werden

Bonn, 17.11.95 (KNA) Katholische Pfarrgemeinden können nur von einem Priester geleitet werden. Dieser „Hirtendienst“ sei unlösbar mit der Leitung der Eucharistiefeier verbunden, heißt es in einer am Freitag in Bonn veröffentlichten Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz. Trotz wachsender Herausforderungen in der Seelsorge und des Priestermangels könne die Einstellung von immer mehr hauptberuflichen Laien „nicht die Lösung sein“.

In dem gut 20seitigen Dokument, das die Bischöfe bei ihrer jüngsten Vollversammlung Ende September in Fulda beschlossen hatten, wird eigens betont, daß es nicht um die Frage nach weiteren Zugangswegen zum Priestertum gehe; diese Frage, gemeint ist damit offenbar der Zölibat, solle aber damit „nicht beiseite geschoben“ werden. „Gebot der Stunde“ sei nicht die Öffnung neuer Zugangswege zum Priesteramt, sondern „die Entwicklung eines von der gemeinsamen Berufung aller Gläubigen ausgehenden Kirchenverständnisses“. Gewarnt wird zugleich, von den geweihten Amtsträgern länger eine „Allzuständigkeit“ oder gar „Alleinzuständigkeit“ zu erwarten.

### „Konsens-Dokument“

Die Bischöfe plädieren für ein „sinnvolles Zusammenwirken“ der Weiheämter mit allen ehren-, ne-

ben- und hauptamtlichen Laiendiensten. Entsprechende Akzente im Kirchenbild des Zweiten Vatikanischen Konzils seien vielfach noch nicht wirksam. Das Wesen der Kirche als Gemeinschaft erfordere eine „kooperative Pastoral“ aller Mitarbeiter. Gleichwohl bleibe der wesentliche Unterschied zwischen dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen und dem amtlichen Priestertum. Nicht alle Aufgaben, die zur Gemeindeleitung gehörten, müßten aber von Priestern wahrgenommen werden. Als Leitungsaufgaben werden unter anderem die Verkündigung des Evangeliums, Feier und Spendung der Sakramente und die diakonische Sorge um die Armen und Schwachen in der Pfarrei genannt. Mitarbeiter des Pfarrers könnten sich etwa um Caritas, Katechese, Mission und Öffentlichkeitsarbeit kümmern. Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit müsse in den Ausbildungsgängen verstärkt thematisiert werden.

In einem Vorwort bezeichnet der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, die Erklärung als Selbstverpflichtung und „Konsens-Dokument“, das den einzelnen Diözesen Spielraum für individuelle Modelle belasse. Die Verabschiedung des Textes innerhalb der Konferenz sei „nicht leicht“ gewesen, aber nach langen Diskussionen einmütig geschehen.

dem wir gemeinsam unsere Priester als Schatzträger Christi in unser Gebet und in unsere Liebe aufnehmen“, betonte Dyba.

Die Fälle eines psychischen oder moralischen Zusammenbruchs von Priestern seien das mit Abstand schwerste Kreuz im Leben eines Bischofs, so Dyba. Dazu gehöre auch die oft qualvolle Verantwortung bei der gerechten Beurteilung und Behandlung „gefallener Mitbrüder“, die in Reue einen neuen Anfang suchten. Der Erzbischof bemängelte, oft werde vorschnell der Zölibat als Auslöser von Krisen benannt. Doch nicht der Zölibat löse den Zusammenbruch eines Priesters aus, sondern der Bruch des Zölibats. „Oder hätte schon jemand wegen der vielen bekannt gewordenen Fälle von Kindesmißbrauch durch Ehegatten und Väter die Abschaffung von Ehe und Familie verlangt?“ fragte er.

## Europas Bischöfe beraten über Privatisierung des Glaubens

St. Gallen, 31.10.95 (KNA) Die katholischen Bischöfe Europas werden sich im Oktober 1996 in Rom auf einer Tagung mit dem Thema „Religion – Privatsache oder öffentliche Angelegenheit?“ befassen. Ein erstes Vorbereitungstreffen habe am Wochenende in Sankt Gallen stattgefunden, teilte der Sekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), Aldo Giordano, am Montag auf Anfrage mit. Die Kirchen im Osten Europas hätten die Erfahrung einer erzwungenen Privatisierung des Glaubens machen müssen. Im Westen seien die Kirchen zwar nicht Verfolgungen ausgesetzt gewesen, aber die Privatisierung des Glaubens gebe es ebenfalls; sie seien das Resultat einer pluralistischen, von der Übermacht individueller Freiheit geprägten Kultur. Weitere Vorbereitungstreffen für das Symposium sollten im Frühjahr 1996 in Paris, London, Budapest, Prag und Rom stattfinden, erklärte Giordano.

## Dyba appelliert an Gläubige: Priester stützen

Fulda, 2.11.95 (KNA) Der Fuldaer Erzbischof Johannes Dyba hat hervorgehoben, daß er keine Bedenken habe, „allen in unserem Bistum, die je durch einen Priester verletzt wurden, mein inständiges Bedauern auszusprechen und sie um Entschuldigung zu bitten“. Dyba wandte sich damit am Donnerstag gegen Pressemeldungen, die ihm eine genau gegenteilige

Aussage unterstellt hatten. Der Erzbischof hatte am Mittwoch in einem vorab veröffentlichten Beitrag für die Fuldaer Bistumszeitung „Bonifatiusbote“ die „Fehltritte“ katholischer Priester bedauert und zugleich an die Gläubigen appelliert, die Priester zu stützen. „Bessern und heilen können wir nicht, indem wir mit den Wölfen heulen, sondern nur, in-



## Papst: Christentum gehört zur Kultur Deutschlands

Vatikanstadt, 20.10.95 (KNA) Papst Johannes Paul II. hat an die katholischen Politiker in Deutschland appelliert, das Grundrecht auf Religionsfreiheit als Element des demokratischen Rechtsstaates zu verteidigen und an den christlichen Wurzeln der politischen und sozialen Ordnung Europas festzuhalten. Vor dem „Kardinal-Höffner-Kreis“, einem Zusammenschluß von katholischen Bundestagsabgeordneten der Union, Wirtschaftsvertretern und Journalisten, forderte er am Freitag, der Kirche „den Öffentlichkeitsanspruch sowie ihre Anwaltschaft für das Menschliche zu erhalten“. Der Papst warnte mit Blick auf des Kreuz-Urteil des Bundesverfassungsgerichts vor Tendenzen, das „Recht auf negative Religionsfreiheit gleichsam zum Obergrundrecht“ zu erklären. In Wirklichkeit gehe es vielmehr darum, zu einer Übereinstimmung der beiden Aspekte der Religionsfreiheit zu gelangen.

Die deutsche Verfassungstradition und ihre Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg sprächen „gegen ein Verständnis von religiös-weltanschaulicher Neutralität“ und eine Distanzierung des Staates vom Religiösen, führte der Papst aus. Der Staat könne nicht gleichgültig und neutral sein, da er einer bestimmten geschichtlichen Tradition entstamme und in einem konkreten kulturellen Zusammenhang stehe. Daher müsse jede Verfassungsinterpretation berücksichtigen, daß „das Christentum maßgebender Faktor der Kultur“ Deutschlands und damit auch ein grundlegender Bestandteil von Bildung und Erziehung sei. Die christliche Botschaft sei in der Lage, durch die Ideale von Gerechtigkeit, Liebe und Solidarität der Kulturen die Zeit mitzugestalten.

### „Europa muß seine Wurzeln wiederfinden“

Nach dem Zusammenbruch von totalitären Systemen in Europa sei eine „gründliche Erneuerung der politischen Handlungsweisen“ notwendig, hob Johannes Paul II. hervor. Die katholischen Politiker müßten dazu beitragen, daß „Europa seine Wurzeln wiederfindet

und nach dem Maßstab seiner Ideale und seines Edelmut seine Zukunft aufbaut“. – Der seit drei Jahren bestehende Kardinal-Höffner-Kreis, zu dessen Veranstaltungen bis zu 100 katholische Bundestagsabgeordnete kommen, versuche der katholischen Stimme in der Politik mehr Profil zu verschaffen, betonte der ost-

## Kada sieht für deutsche Kirche keinen Grund zur Resignation

Bonn, 13.10.95 (KNA) Der scheidende Apostolische Nuntius, Erzbischof Lajos Kada, sieht für die deutschen Katholiken trotz innerkirchlicher Probleme keinen Grund zur Resignation. „Mit Gottvertrauen, harter Arbeit und viel Geduld“ werde die hiesige Kirche die bestehenden Schwierigkeiten lösen; dazu brauche sie aber einen „geeinten Episkopat“, einen „engagierten Klerus“ und ein „für Gott offen bleibendes Kirchenvolk“, sagte Kada am Freitag in einem Interview der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) in Bonn. Die Kirche hierzulande sei wegen ihrer Dynamik und Sachkompetenz eine „wichtige Ortskirche“, betonte der Nuntius, der demnächst den Vatikan in Spanien vertreten soll.

Zur Situation im Osten Deutschlands sagte Kada, die Katholiken dort verdienten Anerkennung für ihre „Treue in schwierigen Zeiten“. Die Stärke der Kirche dürfe nicht allein an Zahlen gemessen werden. Gerade die Erfahrungen der Katholiken im Osten könnten für die ganze Kirche segensreich werden. Natürlich brauchten sie Stärkung und Unterstützung. Besonders die Ordensleute könnten durch ihr Wirken in den neuen Bundesländern dazu beitragen. Natürlich verlange die dortige Situation von Bischöfen und Klerus mehr Einsatz und neue Ideen und von den Gläubigen den Willen zu mehr Mitarbeit. Nur durch glaubwürdiges Zeugnis könne die dortige Bevölkerung zu Christus geführt werden, bekräftigte der Erzbischof. Die Neustrukturierung

württembergische Parlamentarier Georg Brunnhuber gegenüber der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA). Im Geiste des 1987 verstorbenen früheren Kölner Kardinals Höffner versuche er in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Akzente aus dem Glauben und aus der katholischen Soziallehre heraus zu setzen. Der Kreis führte in Rom Gespräche mit verschiedenen Kurienbehörden und machte sich und seine Arbeit bekannt.

der Bistümer während seiner rund vierjährigen Amtszeit nannte er einen „Beitrag der katholischen Kirche zur deutschen Einheit“.

Kada hob hervor, daß die deutsche Kirche seit Jahrzehnten vielen Entwicklungsländern tatkräftig geholfen habe. Dabei sollte jede Hilfe der Selbsthilfe dienen. Besonders die Ausbildung der Menschen müsse Priorität haben. Andererseits könnten die Ortskirchen der Industriestaaten von den „jungen Kirchen“ in der Dritten Welt lernen. Kada wörtlich: „In vielen Kirchen in den Entwicklungsländern herrscht mehr Freude, Freude, die aus dem Glauben stammt.“ Eine solche Grundstimmung fehle oftmals in den europäischen Staaten.

## Mahrenholz sieht „Ghettomentalität“ der deutschen Kirchen

Bonn, 27.10.95 (KNA) Eine „Ghettomentalität“ aus Sorge um ihre rechtliche Absicherung hat der ehemalige Vizepräsident des Bundesverfassungsgerichts, Ernst Gottfried Mahrenholz, der evangelischen und der katholischen Kirche bescheinigt. Diese Mentalität zeige sich in der katholischen Kirche etwa an den Reaktionen auf das Karlsruher Kruzifix-Urteil und in der Position des Fuldaer Erzbischofs Johannes Dyba zur Schwangerschaftskonfliktberatung, sagte der Staatskirchenrechtler am Donnerstagabend in Bonn. Die Kirchen müßten sich

fragen lassen, wieviel staatliche Fürsorge das Evangelium vertrage. Wo die Kirche hingegen öffentlich für Schwache, Benachteiligte und Unterdrückte eintrete, nehme sie ihren vom Staat anerkannten ureigenen Auftrag wahr.

Der Einsatz der Kirchen für die Schwachen gegenüber Staat und Politik müsse „unbeugsam“ sein, forderte Mahrenholz. Kirchliches Gerechtigkeitsdenken, das Eintreten für Benachteiligte und Gefährdete dürfe nicht „durch politische Kompromisse abkaufbar“ sein. Wo die Kirche sich zu Wort melde, habe sich der Staat in Anerken-

nung des kirchlichen Öffentlichkeitsauftrages ihrem beharrlichen Drängen auszusetzen. Als positives Beispiel nannte Mahrenholz das Eintreten der katholischen Kirche für das ungelebte Leben, während die evangelische Kirche „keine politische Energie“ aufgewandt habe, ihre Vorstellungen durchzusetzen. – Mahrenholz sprach vor dem Foyer der Jesuiten in Bonn, das in Zusammenarbeit mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) und der Katholischen Akademie Berlin den christlich inspirierten Dialog mit der Politik fördern will.

## Punksänger: Kloster ist „total akzeptabel“

Augsburg, 2.11.95 (KNA) Als „eines der besten Erlebnisse des Jahres“ hat der Leadsänger der Punk-Band „Tote Hosen“, Campino, seinen einwöchigen Rückzug in die Benediktiner-Abtei Königsmünster im nordrhein-westfälischen Meschede bezeichnet. In der neuesten Ausgabe des in Augsburg erscheinenden Jugendmagazins „X-MAG“ zeigte sich der Musiker begeistert von der Warmherzigkeit der Ordensleute. „Das ist eine Art von Wärme, die Du außerhalb des Klosters nicht triffst“, so Campino.

Für den Künstler ist die Vorstellung „total akzeptabel“, für die nächsten zwei bis fünf Jahre ins Kloster zu gehen, sich auf sich selbst zu konzentrieren und die Suche nach dem Sinn des Lebens „durchzuziehen“. Doch die Entscheidung, etwas lebenslanglich zu

tun, findet er in allen Lebensbereichen „schwachsinnig“. Seiner Auffassung nach entwickelt sich der Mensch schließlich „Gott sei Dank“ ständig weiter. Im Hinblick auf die Kirche räumt Campino ein, daß er nun Katholiken kennengelernt habe, die es ihm sehr angetan hätten. Sogar einige seiner Grundsätze in manchen Bereichen würden „ganz ordentlich wackeln“. Dennoch gebe er seine Grundhaltung in der Kritik an der katholischen Kirche im allgemeinen nicht auf. Seine Klostererfahrungen will Campino auch in die neue Platte der „Toten Hosen“ einfließen lassen. – Die Idee zum einwöchigen Klosteraufenthalt war beim diesjährigen Kirchentag in Hamburg entstanden. Dort hatte Campino Benediktiner aus Königsmünster kennengelernt.

## 30.000 Scientology-Mitglieder in Deutschland

München, 9.11.95 (KNA) Die umstrittene Scientology-Organisation beziffert ihre Mitgliederzahl in Deutschland auf 30.000. Seit der Gründung der deutschen Abteilung vor 25 Jahren in München sei Scientology auf neun „Kirchen“ und 20 „Missionen“ angewachsen, wie die Organisation am Donnerstag mitteilte. Künftig werde sie in Deutschland eine „etablierte gesellschaftliche Kraft“ sein, „die für immer mehr Menschen einen ruhenden Pol, eine Quelle neuer Kraftschöpfung und neuer Impulse“ biete, heißt es in einer Selbstdarstellung zum 25jährigen Bestehen.

Der Sektenbeauftragte der Deutschen Bischofskonferenz, Hans Gasper, erklärte in Bonn, wenn sich Scientology in ihrem Umgang mit Menschen nicht „total“ ändere, bleibe sie eine „Quelle der Unruhe und der Zerstörung menschlicher Beziehungen“. Nach dem gegenwärtigen Stand könne gesagt werden, 25 Jahre Scientology seien „genau 25 Jahre zuviel“. Kritiker halten der Organisation vor, sie sei entgegen eigener Darstellung keine Kirche, sondern ein auf Gewinn ausgerichtetes Unternehmen, das unter anderem versuche, die deutsche Wirtschaft zu unterwandern.

## Umfrage: Jeder zweite Deutsche betet

Hamburg, 19.10.95 (KNA) Jeder zweite Deutsche betet, jeder dritte (32 Prozent) täglich oder mehrmals in der Woche. Dies ist das vorab veröffentlichte Ergebnis einer repräsentativen Umfrage des Forsa-Instituts im Auftrag der Zeitschrift „P.M. Perspektive“. Nach den Ergebnissen der Erhebung beten 45 Prozent aller Männer und 29 Prozent aller Frauen nie. In den neuen Bundesländern seien die Nichtbeter mit 65 Prozent in der Mehrheit, im Westen dagegen mit 30 Prozent deutlich in

der Minderheit. Katholiken beten laut Umfrage öfter als Protestanten, ältere Menschen häufiger als junge. Von den 14- bis 29jährigen sprechen nach der Umfrage 21 Prozent mehrmals pro Woche oder täglich ein Gebet. Bei der Untersuchung wurden 1.000 Deutsche ab 14 Jahre befragt.

Auf die Frage nach ihrer Einstellung zur Religion antworteten nach Angaben des Forsa-Instituts 33 Prozent der 14- bis 25jährigen, sie fühlten sich als Christen. 31 Prozent hätten geantwortet, sie

würden sich wenig oder gar nicht für Religion interessieren. Für die Antwort „Ich bin für verschiedene Religionen offen und will mich nicht auf eine bestimmte Glaubensrichtung festlegen“ hätten sich 20 Prozent der Befragten entschieden; weitere zehn Prozent antworteten: „Die Religionen, die es gibt, sind mir zu starr: Ich mache mir meine eigene Religion.“ Einer nichtchristlichen Religion fühlen sich nach der Umfrage drei Prozent zugehörig.

## Bischof Kamphaus: „Gewissen gehört ins Zentrum des Glaubens“

Limburg, 8.11.95 (KNA) Die Stellung des Gewissens ist für den Limburger Bischof Franz Kamphaus wesentlich für die Stellung der Kirche in der modernen Welt. An dieser Frage entscheide sich mit, ob es der Kirche gelinge, Brücken zum modernen Bewußtsein zu schlagen“, sagte Kamphaus am Dienstag in Limburg. Er bedauerte, daß die katholische Kirche in ihren amtlichen Verlautbarungen bis in die jüngste Zeit hinein vom Gewissen oft mit großer Skepsis gesprochen und in ihm eine „Störquelle“ gesehen habe, welche die Geschlossenheit der christlichen Morallehre und ihrer autoritativen Interpretation gefährde.

Historische Erfahrungen und Erklärungen der Gegenwart nährten bei vielen Menschen den Verdacht, die Kirche fordere nur Gehorsam gegenüber Geboten und Normen, erläuterte Kamphaus. Dem Gewissen des einzelnen traue die Kirche nach Ansicht vieler wenig zu und achte es im Grunde nicht. Wegen dieses Mißtrauens kehrten viele „aufgeschlossene Zeitgenossen“ der Kirche den Rücken. Diese fühlten sich in ihrer persönlichen Freiheit beeinträchtigt und in ihrer Selbstverantwortlichkeit nicht respektiert. Nach Überzeugung von Kamphaus ist es eine der ursprünglichen Aufgaben von Religion und Kirche, dem bedrängten Gewissen einen Schutzraum zubieten und in der Öffentlichkeit immer wieder als dessen entschlossene Anwältin aufzutreten. „Das Gewissen gehört ins Zentrum unseres Glaubens, weil es ins Zentrum unseres Lebens gehört“, betonte er. Kamphaus verwies weiter darauf, „mit welchem Ernst und welcher Entschiedenheit“ das Zweite Vatikanische Konzil in der Frage einer verantwortlichen Geburtenplanung von der Gewissensentscheidung der Eheleute spreche. Deren Gewissensentscheidung lasse sich von keiner anderen Instanz ersetzen, nicht durch staatliche Bevölkerungspolitik, aber auch nicht durch kirchliche Weisung.

## Umfrage: Mehrheit gegen Abschaffung des Religionsunterrichts

Hamburg, 15.11.95 (KNA) Die große Mehrheit der Deutschen ist nach einer Forsa-Umfrage gegen die Abschaffung des Religionsunterrichts. Nach einer am Mittwoch vorab veröffentlichten Befragung für die neueste Ausgabe der Hamburger Zeitung „Die Woche“ sprechen sich vier Prozent der Bundesbürger für die ersatzlose Streichung des Schulfachs Religion aus. 84 Prozent der Befragten sind dafür, daß die Schüler künftig zwischen Ethik- und Religionsunterricht auswählen können. Nach Ansicht von weiteren sieben Prozent sollte der Unterricht in Religion durch das Fach Ethik ersetzt werden.

Ein Schulfach Ethik statt des Religionsunterrichts befürworten laut der Umfrage vor allem Ostdeutsche sowie Frauen und Männer mit höherem Bildungsabschluß und Anhänger von Bündnis 90/Die Grünen. Rund 80 Prozent der Ostdeutschen plädierten nach der Erhebung für die Wahl zwischen Religions- und Ethikunterricht an den Schulen. Neun Prozent der Befragten in den neuen Bundesländern sprachen sich für die ersatzlose Abschaffung des Religionsunterrichts aus. Zehn Prozent votierten für ein Fach „Ethik“ statt „Religion“.

### „Religionsunterricht nicht verbannen“

Der Vorsitzende der Kommission für Erziehung und Schule der Deutschen Bischofskonferenz, der Regensburger Bischof Manfred Müller, warnte in der „Woche“ davor, den Religionsunterricht aus der öffentlichen Schule zu „verbannen“. Das Fach sei ein notwendiger Bestandteil der Bildung und Erziehung in der Schule. Die Mehrheit der Eltern wünsche, daß den Schülern religiöser Glaube und kirchliche Tradition erschlossen würden. Der Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Wolfgang Huber, bezeichnete es als falsch, „die Vermittlung biblischer Inhalte und die

Erziehung zu ethischen Werten gegeneinander auszuspielen“. Die „Verdrängung des Religionsunterrichts“ wäre eine „Verarmung, die niemandem dient“. Brandenburgs Bildungsministerin Angelika Peter (SPD) verteidigte die Pläne des Landes, „statt des Pflichtfaches Religion“ ein Pflichtfach „Lebensgestaltung – Ethik – Religionskunde“ (LER) einzuführen. Die Schulkinder sollten nicht nach Konfessionen und Überzeugungen getrennt werden.

## Kirchen-Weltrekorde im Guinness-Buch der Rekorde

Nicht jeder kommt ins Guinness-Buch, aber jeder kann es kaufen. Besonders beliebt ist es als Geschenk von Patenonkel oder -tante an die acht- bis 15jährigen Neffen und Nichten. Die benutzen die Rekord-Fibel aber auch gern als Nachschlagewerk. Allerlei Wissenswertes aus allen Gebieten findet sich da: vom ältesten und größten Lebewesen der Welt bis zu sagenhaften kulturellen Leistungen. Zwei der 350 Seiten widmen sich dem Thema Religion: Hier endlich sind die Christen vorn, mit 1,9 Milliarden Mitgliedern größte Religionsgemeinschaft der Welt. Mehrere Kirchen-Weltrekorde wurden in Deutschland aufgestellt. Hier befindet sich der größte Kirchturm (Ulmer Münster) und das größte Kircheninstrument (Passauer Domorgel). In Osnabrück residierte 1764 der jüngste Bischof aller Zeiten – im zarten Alter von 196 Tagen!

(PS nach KNA vom 31.10.1995)

## ZENTRALKOMITEE DER DEUTSCHEN KATHOLIKEN (ZDK)

# Innerkirchliche Reformen prägen Diskussion im Zdk

Bonn, 27.11.95 (KNA) Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, hat im Vatikan die Forderung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) nach einer Abschaffung des Pflichtzölibats vorgetragen. Dies berichtete der Geistliche Assistent des ZdK, Weihbischof Leo Schwarz, am Samstag vor der Vollversammlung des Gremiums in Bonn. In dieser Frage hatte am Freitag eine schriftliche Stellungnahme Lehmanns bei den ZdK-Delegierten zum Teil deutliche Verärgerung ausgelöst. Der Bischof habe sich bei einem Telefonat mit ihm für „mögliche Fehlinterpretationen“ des Briefes an das ZdK „entschuldigt“, so Schwarz. Zugleich informierte er über Lehmanns Gespräche im Vatikan.

Nach dem Redebeitrag des Weihbischofs entschloß sich das Gremium, in abgeschwächter Form auf Lehmanns Schreiben zu reagieren. Fast einstimmig stimmten die Delegierten einem Antrag zu, in dem dem ZdK-Präsidium Vorgehen für eine Antwort an Lehmann genannt werden. Es gehe um die Veränderung einer Regelung, „von der die Kirche selbst nach Opportunitätsgründen“ – gemeint ist beispielsweise der Übertritt eines anglikanischen oder evangelischen Geistlichen in die katholische Kirche – „Ausnahmen macht“. Eine „Abschaffung des Zölibats“, von der in Lehmanns Brief an das ZdK die Rede war, „stand nicht zur Debatte“. Die Delegierten warnten, wenn der innerkirchliche Dialog in einer solchen Frage nicht gelinge, erhielten jene recht, die „mit spektakulären öffentlichen Aktionen auf Veränderungen in der Kirche drängen“. Das am Freitag bekanntgewordene Schreiben Lehmanns, in dem er auf ein Gespräch zwischen Bischöfen und Laien einging, hatte unter den Delegierten wegen seines Stils deutliche Verärgerung ausgelöst.

Die Frage der innerkirchlichen

Reformen prägte auch den Abschlußtag der Vollversammlung. So beauftragte das Gremium den Geschäftsführenden Ausschuß des ZdK mit der Erarbeitung eines konkreten „Vorschlags“ zum weiteren Dialog und zu den möglichen Entscheidungskompetenzen; außerdem sollen weitere Gespräche mit den Bischöfen geführt werden. Auch soll sich der nächste Katholikentag 1998 in Mainz voraussichtlich mit kirchlichen Reformfragen befassen und eventuell unter dem Motto „Reform der Kirche – Zeichen der Zeit“ stehen. Zu hoffen sei, daß das ZdK nach dem sogenannten Kirchenvolksbegehren nun „eine deutliche und wegweisende Rolle“ im kirchlichen Reformprozeß übernehme, erklärte der Bundesvorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), Andreas Kampmann.

## Forderung nach Solidarität

In einer Erklärung „Solidarität und Dialog“ rief das Katholikenkomitee zu einem neuen gesellschaftlichen Miteinander auf. Strukturelle Arbeitslosigkeit, Umweltzerstörung, die Verarmung der sogenannten Dritten Welt sowie der deutsche und der europäische Einigungsprozeß forderten einen neuen Typ der Solidarität. Dazu gebe es keine Alternative. Mit dem Papier will das ZdK an den 30. Jahrestag der Verabschiedung der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „Gaudium et spes“ („Freude und Hoffnung“) erinnern. Das ZdK, das in der Konstitution die „Programmschrift der Kirche Jesu Christi auf ihrem Weg ins nächste Jahrtausend“ sieht, veranstaltet am 15. Dezember in Berlin eine Tagung zum 30. Jahrestag von „Gaudium et spes“.

Die Kirche müsse für die Zeichen der Zeit empfindsamer werden und dürfe sich nicht „defensiv“

abgrenzen, heißt es in dem Dokument. So müsse Kirche dialogfähig bleiben. Schließlich, so das ZdK, habe der Dialog der Kirche mit anderen Menschen „Anteil am sakramentalen Charakter der Kirche selbst“. So verlange Christsein „von jedem dort, wo er steht, den Dialog mit der heutigen Zeit“. Zu fragen sei auch, ob die Kirche lobbyistisch allein ihre eigenen Interessen oder gerade die Anliegen „der Armen und Beladenen, der Verratenen und Verlierer“ vertreten wolle.

## Satzungsreform

Die Vollversammlung – ihr gehören derzeit knapp 230 Mitglieder an – lehnte im Zuge einer Satzungsreform eine Verkleinerung ab, stimmte aber gleichzeitig anderen Strukturänderungen für das oberste katholische Laiengremium zu. So haben innerhalb der Gruppe der Verbändevertreter im ZdK die sogenannten Neuen Geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen künftig ein festes Kontingent von acht Sitzen. Auch Gruppen aus der Initiative Kirche von unten (IKvu) sollen leichter einen Vertreter ins ZdK entsenden können. Außerdem sollen „Sprecher“ für einzelne Sachgebiete künftig eine raschere Reaktion auf tagesaktuelle Fragen ermöglichen. Im Nachgang zur ZdK-Vollversammlung beschloß die „Arbeitsgemeinschaft der katholischen Verbände Deutschlands“ am Samstag ihre Umbenennung in „Arbeitsgemeinschaft der katholischen Organisationen Deutschlands“; zugleich wurde die Empfehlung einer paritätischen Besetzung mit Männern und Frauen bei den Vertretern der Organisationen im ZdK festgeschrieben.



# Über den Standort und die Herkunft des ZdK

Theodor Bolzenius und Felix Raabe

Vielen Katholiken ist unklar, wer denn eigentlich das Zentralkomitee der deutschen Katholiken – das ZdK – ist und wofür es steht. Deshalb im folgenden eine Ortsbestimmung um deutlich zu machen, „woher der Wind weht“.

## Ortsbestimmung

Die weltlichen Wirkungen des Glaubens sind in viele politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturen eingegangen. Sie haben diese mitgeprägt und mitgeformt: unsere rechtsstaatliche Verfassung, unsere freiheitliche Gesellschaftsordnung, unsere Formen praktizierter Solidarität.

Unsichtbar wird der christliche Glaube, wenn er seine gestaltende und verändernde Kraft verliert, wenn sich das Dasein des Menschen in einem System rationaler und perfekter Sicherungen, in einer Gesellschaft ohne Gott, ohne Transzendenz erschöpft. Der christliche Glaube verliert seine Kraft, Sauerteig zu sein oder Salz der Erde, wenn er nicht mehr gelebt wird.

## Leicht und schwer zugleich

Die moderne Gesellschaft mit ihren politischen und sozialen Strukturen macht uns den Glauben leicht und schwer zugleich: Leicht, weil wir in ihr unzweifelhaft die Spuren des Christentums entdecken können; schwer, weil sie diese Spuren verwischt; sie müssen ihr immer wieder neu eingedrückt werden.

Nur wenn die christliche Botschaft Menschen zu konkreter Lebensgestaltung führt, sie befähigt, zu bewahren und zu erneuern, dann sind die Spuren der christlichen Botschaft erkennbar.

Christen haben in unserer Welt tiefe Spuren hinterlassen, auch Spuren der Lieblosigkeit, des Unrechts, der Gewalt, der Verwüstung. Andererseits – wie sähe die Welt aus ohne die Spuren

des Christentums? Die Geschichte der Christenheit ist auch die Geschichte von Freiheit und Befreiung, Recht und Gerechtigkeit, Liebe und Solidarität, die Geschichte von Schritten auf dem Wege zu einem friedlichen und menschenwürdigen Zusammenleben der Menschen.

Wenn der Christ seinen Glauben lebt, ihn mit anderen teilt und ihn in der Welt bezeugt, dann bleibt christliche Botschaft sichtbar und hörbar. Christlicher Glaube braucht die Weggemeinschaft der Glaubenden. Er ist keine Privatangelegenheit. Glaube braucht Gemeinschaft und Öffentlichkeit.

Deshalb gibt es katholische Verbände und Gemeinschaften, Zusammenschlüsse und Initiativen katholischer Laien. Deshalb gibt es seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland Katholikentage. Deshalb gibt es das Zentralkomitee der deutschen Katholiken.

## In einer säkularisierten Welt

Priester und Laien haben den Auftrag zum gemeinsamen Priestertum. Es sind aber vor allem die Laien, die in säkularisierter Umgebung ihren christlichen Glauben leben, die ihn mit anderen in Ehe, Familie, Nachbarschaft, Arbeitswelt und Freizeit, im Zusammenleben in Kirche und Gesellschaft teilen, die durch ihr Zeugnis den Glauben der Welt mitteilen. Laien sind es, die in Politik und Wirtschaft, in Wissenschaft und Kultur die Botschaft der Kirche einbringen. Laien sind es schließlich auch, die in besonderer Weise die Fragen der Welt zu Themen der Kirche machen. Durch die Laien wird die Kirche in der Welt, wird die Welt in der Kirche gegenwärtig.

Laien sind Volk Gottes in der heutigen Gesellschaft und Gesellschaft in der Kirche von heute: in den vielfältigen Formen von Gruppen, Verbänden, Initiativen, Räten und Zusammenschlüssen. Volk Gottes, das sich solche Strukturen

und Mitwirkungsmöglichkeiten geschaffen hat, begnügt sich nicht mit Fragen kirchlicher Innenarchitektur, es bemüht sich vielmehr auch um Profil in der missionarischen Zuwendung zur Welt, zur Gestaltung der Welt aus dem Glauben. Nur so können Laien Kirche in der Welt sein und die Fragen und Hoffnungen der Welt in der Kirche verkörpern. In diesem Sinne ist auch das Zentralkomitee der deutschen Katholiken Kirche in der Welt und Welt in der Kirche.

## Herkunft des Namens

Wenn heutzutage etwas vorbereitet, organisiert und durchgeführt werden soll, dann richtet man einen Ausschuss ein. Unsere Vorväter im 19. Jahrhundert bildeten in solchen Fällen ein Comité. Das Wort kommt aus dem Französischen und hat wie fast alles Französische etwas Vornehmes an sich. Bei den weltläufigen Angelsachsen war es als committee auch gebräuchlich. Es schwangen also Vornehmheit und Weltläufigkeit mit, wenn man eine Personengruppe „Komitee“ nannte.

Vorbereitungs-, Fest- und Lustbarkeitskomitees, Komitees für oder gegen etwas, Orts-, Landes- und schließlich Zentralkomitees errichteten unsere Vorväter. Dem Zuge der Zeit entsprechend traten dabei unsere Vormütter nicht in Erscheinung. Sie bildeten eher unter ihresgleichen Kränzchen, schmückten die von Komitees vorbereiteten Festversammlungen durch ihre züchtige Anwesenheit und waren ansonsten ihren durch Komiteearbeiten hochbeanspruchten Männern liebevolle, treue Schicksalsgefährtinnen im Hause, wo ja alles beginnen muß, was leuchten soll im Vaterland. Die Zeiten, da sie beherzt in die Komitees vordringen und dort sogar zupackend die Führung übernehmen sollten, waren noch im Schoße der Geschichte verborgen.

## In Verruf geraten

Als die Katholiken 1848 ihre frisch erworbenen Assoziationsrechte wahrnahmen und zu Generalversammlungen zusammentraten, die man später Katholikentage nannte, da bildeten sie Lokalkomitees und 1868 auch ein Zentralkomitee.

Erst sehr viel später kamen noch andere auf die Idee, ebenfalls Zentralkomitees einzurichten: Sozialisten und vor allem Kommunisten. Die zuletzt Genannten sorgten dann dafür, daß der einst so klangvolle Name „Zentralkomitee“ immer mehr in Verruf geriet. Vorstellungen von einem Funktionsapparat, der zur ideologischen Gängelung und zur Versklavung

ganzer Völker errichtet wurde, verbanden sich mit ihm. Und zu allem Überfluß schrieb sich dieser schreckliche Apparat, wie schon eine andere Diktatur vor ihm, auch noch Jahrtausendqualitäten zu.

Inzwischen wurden wir Zeugen einer Revolution, die die kommunistischen Zentralkomitees gleich reihenweise zusammenbrechen ließ und ihre „Hohepriesterschaft“ vor aller Welt entzauberte. Jetzt gibt es für das Zentralkomitee der deutschen Katholiken im Grunde nur noch eine Komitee-Konkurrenz: die Karnevals-Komitees. Viele von ihnen sind sogar älter als das Katholiken-Komitee, aber auch sie wurzeln im katholischen Urgrund.

Die Fröhlichkeit der Kinder Gottes ist das Verbindende. Sollte sie

der Karnevalist einmal vergessen und überdies aus dem Blick verlieren, daß zum ganzen Leben auch der Aschermittwoch und die Fastenzeit gehören, so mag ihn sein katholischer Mitbruder aus dem Zentralkomitee daran erinnern. Wenn der aber, beladen mit tausend Programmen zur Bewußtseinsbildung, zum Dialog mit Fernsten und mit Nächsten und zur großen Weltverbesserung, allzu mühselig und vergrämt durchs Tal der Tränen wadet, dann könnte ihm der Karnevalist von der Höhe des Fastnachtswagens zurufen: „Mensch, nimm dich nicht so ernst. Der liebe Gott wird's schon richten.“

(Beitrag aus Salzstreuer Nr. 2, durch die Redaktion leicht gekürzt)

# Katholischer Kongreß Hildesheim

## Positionierung

Die Gremien zur Vorbereitung des Katholischen Kongresses zum Thema „Solidarität ist unteilbar“ in Hildesheim 1996 haben in einem Papier Anspruch und Zielsetzung definiert. Hier eine Kurzfassung:

### Warum wir Solidarität thematisieren

Mehr als je zuvor sind heute die Zusammenarbeit und Solidarität der Menschen auf allen Ebenen unabdingbar. Nie konnten Menschen allein und ohne die anderen ihr Leben führen. Heute geben Menschheitsprobleme neuen Ausmaßes zu erkennen, wie sehr Menschen aufeinander verwiesen sind. Die „Eine Welt“ verlangt globale Solidarität. Ohne sie können Hunger und Epidemien, Krieg und Blutvergießen, Ausgrenzungen aller Art und die ökologische Bedrohung nicht überwunden werden. Solidarität hat zwei Dimensionen. Sie zeigt sich in persönlichem Engagement, dort wo sich Menschen unmittelbar füreinander einsetzen. Sie zeigt sich als Struktur, wo es um die gerechte politische und wirtschaftliche Ordnungen geht.

### Was wir unter Solidarität verstehen

Solidarität ist die Antwort auf das Aufeinander-Verwiesensein der Menschen über alle Unterschiede hinweg. Sie beansprucht Geltung für die partnerschaftliche Gestaltung wirtschaftlicher, sozialer und rechtlicher Institutionen. Solidarität betont die gemeinsame Verantwortung aller Menschen und Gruppen füreinander und für eine gerechte Ordnung ihres Zusammenlebens. Solidarität drängt auf das Entstehen von „Gesellschaft“ auch im internationalen und weltweiten Rahmen. Solidarität will die Funktionsgesetze der modernen Welt nicht ignorieren, sondern kritischkonstruktiv zu deren Humanisierung beitragen. Sie setzt auf Versöhnung und umfaßt in ihrer Perspektive die künftigen Generationen und auch die nicht-menschliche Kreatur.

### Theologische Begründung der Solidarität

Nach jüdisch-christlichem Glauben hat Gott den Menschen ge-

schaffen nach seinem Bild. Er hat jedem einzelnen eine unantastbare Würde verliehen. Durch sein Leben mit den Menschen hat Jesus Christus die göttliche Zuwendung als Einladung zur Gemeinschaft mit ihm und untereinander erfahrbar werden lassen. Sein vorbehaltloses Zugehen auf jeden Menschen mit all seinen Schwächen, ist für Christen zum Maßstab der Solidarität geworden.

### Solidarität als christlicher Auftrag

Es ist ein durchlaufendes Charakteristikum christlichen Sozialdenkens, daß es den Anspruch erhebt, nicht nur für kleine Gruppen von Gleichgesinnten, sondern auch für die „große“ Politik Gültiges beizutragen: Christen wollen die Solidaritätserfahrungen, die sie in authentischen Gemeinschaften christlichen Lebens durch die Kirchengeschichte hindurch machen konnten, in den Ausbau gesellschaftlicher Institutionen mit Nachdruck einbringen. Es ist ein darüber hinaus fester Bestandteil christlicher Tradition, daß sich solidari-

sches Handeln und individuelle Selbstverwirklichung nicht ausschließen.

### Politischer Auftrag und Solidarität in der Sozialen Marktwirtschaft

Auch eine Wirtschaftsordnung, deren Motor wirtschaftliche Interessen sind, kann der Verwirklichung von Solidarität dienen, wenn die gesellschaftliche Ordnung entsprechend den grundlegenden, am Menschen orientierten Zielvorstellungen gestaltet und immer wieder neu angepaßt wird.

Entsolidarisierung im nationalen wie internationalen Kontext gefährdet das Zusammenleben aller Menschen. In einer Umkehrung dieses Prozesses liegt die Chance für alle. Christen sehen deshalb ihre Aufgabe darin, auf die enormen allseitigen Chancen vertiefter wirtschaftlicher, politischer und kultureller Zusammenarbeit aufmerksam zu machen und für die Interessen der Armen und Schwachen einzutreten.

### Aufgaben für den Kongreß

Der Katholische Kongreß will zum Erfahrungsaustausch zwischen

den ehren- und hauptamtlichen Initiativen aus der Solidaritätsarbeit beitragen. Er will zu einem tieferen Verstehen der Ursachen für Unfreiheit, Ungerechtigkeit und Not beitragen und Lösungsansätze diskutieren. Er will sich an der Diskussion über die Schaffung von politischen Regelwerken, Strukturen und Institutionen beteiligen, deren Ziele Gerechtigkeit, Versöhnung und der Schutz der Würde jedes Menschen sind. Er will deutlich machen, daß Solidaritätsarbeit nur dann nachhaltig wirksam ist, wenn sie auf politische und institutionelle Veränderung zugunsten der betroffenen Menschen zielt. (aus: „Salzstreuer“ Nr. 2, Hrsg. ZdK)



## Aufwachen für ein Kind

*Das Licht der Herrlichkeit  
scheint mitten in der Nacht.*

*Wer hat es gesehen?*

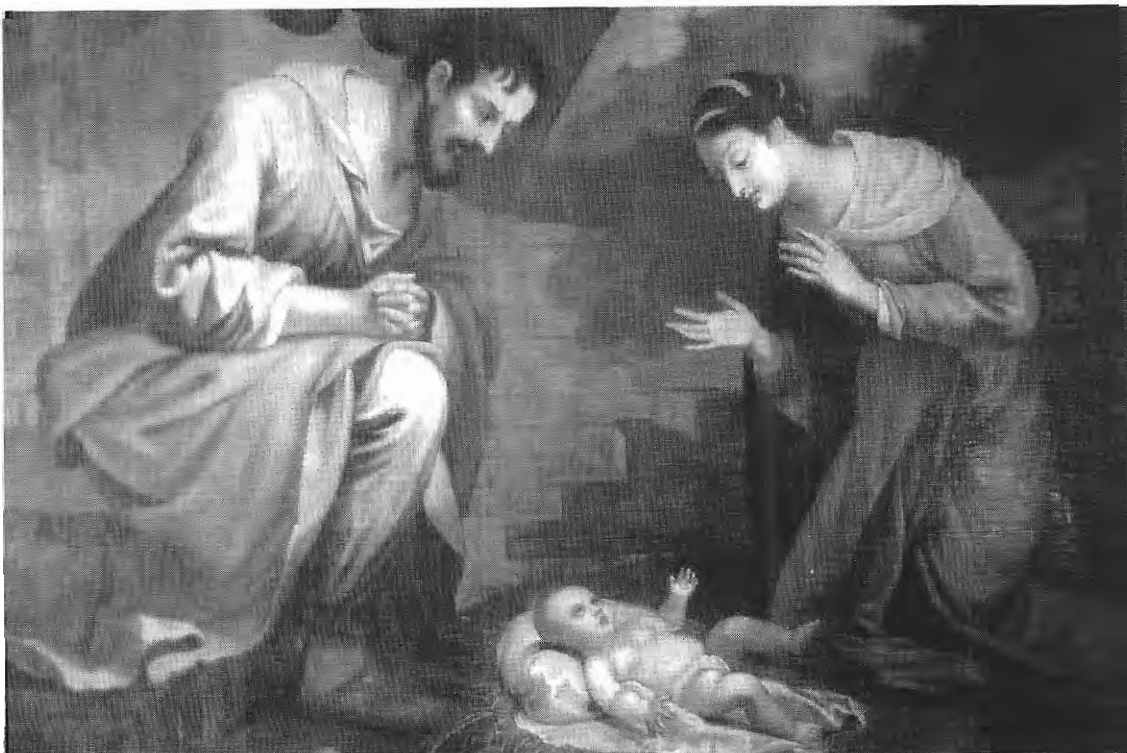
*Ein Herz, das Augen hat und wacht.*

*Gott schließt sich unerhört  
in Kindeskleinheit ein;*

*ach, möcht' ich doch*

*ein Kind in diesem Kinde sein.*

*Angelus Silesius*



### Christi Geburt

*Spätbarockes  
Weihnachtsbild,  
Mitte 18. Jh.,  
in der  
Pfarrkirche  
St. Michael  
Waldbröl.  
(Foto: E.  
Hartung)*

## AUS DER MILITÄRSEELSORGE

## Militärbischof Johannes Dyba besorgt über Streit um Militärseelsorgevertrag

Potsdam, 11.10.95 (KNA) Besorgt über den Streit in der Evangelischen Kirche um den Militärseelsorgevertrag hat sich der katholische Militärbischof Johannes Dyba geäußert. Die Diskussion um die Gültigkeit des Vertrages von 1957 dauere „länger, als wir gehofft haben“, sagte Dyba am Mittwoch vor Journalisten in Potsdam. Er wäre „sehr betroffen und traurig“, wenn in der Militärseelsorge ökumenische Gemeinsamkeiten aufgegeben würden. Dyba betonte, das Vertragswerk von 1957 habe sich „voll bewährt“. Die katholische Kirche biete in den neuen Bundesländern das gleiche Angebot für Soldaten wie in den alten. - In der evangelischen Kirche gibt es zwischen Ost und West starke Differenzen über den Status der Militärseelsorger. Dyba äußerte sich am Rande der 40. Gesamtkonferenz der hauptamtlichen katholischen Militargeistlichen und Pastoralreferenten, an der 120 Seelsorger teilnehmen. Thema ist „Diaspora – das christliche Lebenszeugnis einer atheistisch-säkularen Umwelt“.

Dyba wies auf gewachsene Schwierigkeiten in der Militärseelsorge hin. So seien seit der Wende sowohl die Gebiete als auch die Standorte größer geworden. Hinzu kämen die Auslandseinsätze der Bundeswehr. Dafür gebe es keine „Reservebank“. Wenn Standortpfarrer mitreisten, bleibe ein Standort vakant. Dyba sagte, die Militärseelsorger seien „bestens vorbereitet“ auf die neue Situation der Auslandseinsätze. Die Bischöfe hätten bereits früher betont, daß Deutschland zu „tätiger Solidarität“ aufgerufen sei.

### „Militärseelsorge-Vertrag gewährleistet optimale Betreuung“

In einer Grußadresse hatte die Parlamentarische Staatssekretärin beim Verteidigungsminister, Mi-

chaela Geiger (CSU), den Militärseelsorge-Vertrag als „Grundlage einer optimalen seelsorgerischen Betreuung“ bezeichnet. Bonn werde uneingeschränkt an dem Vertrag von 1957 festhalten. Es gebe „keine vernünftigen Argumente“ für eine Änderung der Vereinbarung, die den Kirchen die volle Unabhängigkeit bei der Wahrnehmung ihres seelsorgerischen Auftrages sichere, so Geiger. Sie hoffe, daß auch die ostdeutschen evangelischen Landeskirchen bald zu einer positiven Beurteilung des Vertrages kämen. Die CSU-Politikerin plädierte für eine besondere Unterstützung der Seelsorge an Standorten in den neuen Bundesländern, an denen es nur wenige Christen gebe. Es dürfe nicht vergessen werden, daß die Menschen in Ostdeutschland nicht aus eigener Entscheidung ungetauft seien; dies sei das „traurige Produkt einer jahrzehntelangen religions- und christentumsfeindlichen Diktatur“. Geiger würdigte den Einsatz Dybas für die Soldaten sowie die Arbeit der Seelsorger. Die katholische Militärseelsorge habe in der Truppe einen „exzellenten Ruf“.

### „Wachsende Bedeutung der Militärseelsorge“

Eine wachsende Bedeutung der Militärseelsorge angesichts des „erweiterten Auftrags“ der Bundeswehr sieht der Stellvertreter des Generalinspektors, Hans Frank. Mit ihrem „selbstverständlichen Festhalten“ am Militärseelsorge-Vertrag habe die katholische Kirche ein „klares Votum für uns Soldaten abgegeben“, sagte Frank auf der Gesamtkonferenz. Angesichts des „deutlich weiter gefaßten Schutzauftrags des Soldaten“ werde es künftig nicht mehr ausreichen, Lebenshilfe anzubieten und die Soldaten „ins Manöver, in die Karibik oder nach Lourdes zu begleiten“. Militärseelsorger müßten die Soldaten in Grenzsituationen

unterstützen, die „dort entstehen, wo Gewalt auftragsgemäß ausgeübt, verhindert oder vom Gegner erduldet werden muß“. Die Anwendung von Waffen gegen Menschen fordere das Gewissen der Soldaten „bis auf den letzten Grund“. In solchen Situationen sei der Seelsorger auch eine „unentbehrliche Unterstützung für die militärische Führung“, die die am Einsatz Beteiligten körperlich wie seelisch unversehr zurückbringen wolle.

Der Bundesvorsitzende der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), Karl-Jürgen Klein, warnte davor, die Zahl der Seelsorger zu verringern. Die Militärseelsorge dürfe auch bei erschwerten Bedingungen des täglichen Dienstes wie der Verringerung der Streitkräfte und der Verkürzung des Wehrdienstes nicht zur Disposition stehen, „auch nicht teil- oder zeitweise“. In die Überlegungen über die Zahl der Militargeistlichen müßten unbedingt die neuen Aufgaben einfließen, die eine Begleitung der Streitkräfte durch Militärseelsorger in größerem Maße als früher nötig mache.

Bei einem Gottesdienst warnte Dyba vor einer Überbewertung der Organisation in der Kirche. Es bestehe die „große Gefahr“, daß sich Christen in Aktion und Organisation flüchteten. Bei den innerkirchlich umstrittenen Fragen gehe es meist um Organisationsprobleme und nicht um das Eigentliche der Begegnung mit Gott. Dyba sprach von Kirchen in der Dritten Welt, die weniger Strukturen hätten und wo die Gläubigen „viel näher am Herrn“ und glücklicher seien. Im Rahmen des Treffens kündigte Dyba den Umzug des Militärbischofsamtes von Bonn nach Berlin für 1999 an. Auf einem Grundstück in Berlin-Mitte sollten Amt und Gästehaus untergebracht werden. Nun sei die Bundesregierung gefragt, die Gebäude rechtzeitig funktionsfähig zur Verfügung zu stellen.



## Militärgeneralvikar Nabbefeld warnt vor überwunden geglaubten Leitbildern

Fulda, 10.11.95 (KNA) Der Militärgeneralvikar Jürgen Nabbefeld hat vor einer Hinwendung zu überwunden geglaubten politischen Leitbildern gewarnt. Es gebe keine „Normalität“, zu der die Deutschen in Staat, Politik und Gesellschaft zurückkehren sollten, betonte Nabbefeld am Donnerstag, dem 9. November, vor katholischen Soldaten, die in Fulda am 5. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn teilgenommen hatten. Das gelte ebenso für eine Annäherung der Bundeswehr an die angebliche Normalität anderer Streitkräfte. Grenzerfahrungen

deutscher Soldaten unter der Nazidiktatur, die ein neues Soldatenbild in der Bundeswehr hervorgebracht hätten, müßten sich heute auch die Soldaten und die Öffentlichkeit anderer Länder stellen. Mit Blick auf Ruanda und Bosnien ergebe sich die Frage, ob vom Soldaten ernsthaft erwartet werden dürfe, der Tötung Unschuldiger untätig zuzusehen. Nabbefeld bezeichnete die Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils zum Soldaten als „Diener von Sicherheit und Freiheit der Völker“ als höchst aktuell. Staat und Bevölkerung Deutschlands dürften nicht davor

ausweichen, „aktuellen Gefahren durch Kriegsdrohung oder gar Krieg selbst in solchen Ländern entgegenzutreten, die für unsere Interessen angeblich nicht so belangvoll sind“. Zugleich unterstrich Nabbefeld, es sei nicht Aufgabe der Militärseelsorger, politische Einsatz-Entscheidungen „theologisch, ethisch oder religiös zu überhöhen“. Die Soldaten könnten aber darauf vertrauen, im Militärgestirnen immer einen treuen Begleiter zu haben. Die Erfahrungen bei bisherigen Auslandseinsätzen der Bundeswehr hätten gezeigt, daß die Militärpfarrer sich nie überflüssig vorgekommen seien. Der Vortrag von Militärgeneralvikar Jürgen Nabbefeld wird neben den anderen bei der Akademie gehaltenen Referaten im AUFTRAG 223 dokumentiert.

(PS nach KNA vom 10.11.95)

\*\*\*

## LESERBRIEFE

**Zum Artikel „Kirchenvolksbegehren – Gedanken und Meinungen zu einer strittigen Aktion“ (AUFTRAG 219/220 S. 76f.)**

Hätten GKS und ZdK ihre Zeit dafür aufgewendet, mit den Initiatoren des Kirchenvolksbegehrens die Kooperation statt die Konfrontation zu suchen, wären

1. die von Ihnen angeprangerten Mängel zu vermeiden und
2. der Sache der katholischen Kirche in Deutschland besser gedient gewesen.

Statt dessen beruft man sich auf ein „Mandat“, das auf einem minimalen Prozentsatz (bei Vertretern der GKS Promillesatz) der Gesamtheit der Katholiken Deutschlands beruht.

Weiterhin arbeiten Sie mit Halbwahrheiten in der Art, daß Sie unterschwellig behaupten, daß jeder, der in irgendeinem Laiengremium tätig werden möchte, dies auch tun könne!

Daß dem nicht so ist, wissen Sie so gut wie ich.

Durch diese Art der Berichterstattung haben Sie genau das getan, was Sie den Initiatoren und Befürwortern des Kirchenvolksbegehrens unterstellen, nämlich polemisiert und lamentiert!

Hier hat leider nicht der Hl. Geist, sondern der Geist des Hochmuts und der Dünkelhaftigkeit gewaltet. Joachim Zenger

GKS Gruppe Sigmaringen/Stetten a.k.M.

### AUFTRAG antwortet:

Sehr geehrter Herr Zenger, zunächst einmal dankt die Redaktion Ihnen für die Zuschrift zum Thema Kirchenvolksbegehren im AUFTRAG 219/220. Wir freuen uns über jedes Echo aus unserem Leserkreis, gleich ob es positiv oder negativ ist. Erlauben Sie uns aber doch eine Entgegnung auf Ihren Brief, weil dieser auch etwas mit unserem Selbstverständnis zu tun hat. Der beanstandete und von Ihnen als „Berichterstattung“ bezeichnete Beitrag ist ein Namensartikel mit der Überschrift „Gedanken und Meinungen zu ...“. In ihm gibt der Autor seine und andere Ansichten zum Thema wieder. Dazu bedarf es keiner „basis-demokratischer“ Legitimation.

Im übrigen vertritt die GKS durch ihre gewählten Vertreter die Mitglieder unserer Gemeinschaft unabhängig davon, wie groß die Mitgliedschaft im Vergleich zur Gesamtzahl der deutschen Katholiken ist.

Sie beanstanden „Halbwahrheiten“, weil wir in dem Artikel „unterschwellig behaupten, daß jeder der in irgendeinem Laiengremium tätig werden möchte, dies auch tun könne“. Und für Ihre Feststellung, „daß dem nicht so ist, wissen Sie so gut wie ich“, fügen Sie keinen Beleg bei, wo Sie ggf. andere Erfahrungen gemacht haben. Die GKS ist offen für alle, die sich mit den Leitsätzen und Zielen der GKS identifizieren („Ge-

meinsam in die Zukunft“ – Ziele und Wege der GKS, in: AUFTRAG 217, Nr. 3218.). Die Pfarrgemeinderäte in den Militärseelsorgebereichen suchen oft händeringend nach Laien, die bereit sind im PGR mitzuarbeiten. Wenn wirklich mal mehr Kandidaten zur Verfügung stünden, als in den PGR hineingewählt werden können, so besteht die Möglichkeit über die einzurichtenden Sachausschüsse mitzuarbeiten. In den zivilen Pfarrgemeinden sieht es nicht anders aus: „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenige Arbeiter“ (Lk 10,2). Wer nicht bereit ist, sich in und für die Kirche – hier nicht als Institution sondern als Gemeinschaft der Gläubigen gemeint – zu engagieren, sich an Wahlen zu beteiligen, Aufgaben zu übernehmen, in den legitimierten Gremien sich konstruktiv zu Wort zu melden und Kompromisse zu suchen, soll bitte schön auch nicht meckern, wenn etwas nicht nach seinem Willen läuft. Diese Meinung ist weder eine Unterstellung, noch polemisierend (feindselig Kritik übend) und lamentierend (jammernd und klagend).

Ihre letzte Anmerkung (... hat nicht Hl. Geist, sondern der Geist des Hochmuts und der Dünkelhaftigkeit gewaltet) soll hier besser unkommentiert bleiben.

Mit kameradschaftlichem Gruß  
Die Redaktion

## APOSTOLAT MILITAIRE INTERNATIONAL (AMI)

## 30 Jahre AMI

Generalversammlung am Gründungsort  
in Santiago de Compostela/Spanien

Jürgen Bringmann



Am Gründungsort des Apostolat Militaire International (AMI), im spanischen Wallfahrtsort Santiago de Compostela, führte das AMI seine diesjährige Generalversammlung durch, 30 Jahre nach der ersten derartigen Konferenz im Jahre 1965.

An dieser Generalversammlung nahmen Vertreter aus 14 Ländern aller Kontinente, außer Australien, teil, erstmals Südafrika, Nigeria und die Dominikanische Republik.

Unter dem Thema „AMI 1965 – 1995 Santiago de Compostela: 30 Jahre Apostolat Militaire International, 30 Jahre im Dienst des Friedens und der Einheit der Völker: Ergebnisse und neue Ziele“ behandelten die Delegierten wichtige Themen aus dem Aufgabenbereich von Streitkräften und Soldaten heute unter ethischen Aspekten.

Das Apostolat Militaire International (AMI) sieht seine Aufgabe darin, in der Kirche, in den Streitkräften der verschiedenen Länder und der Öffentlichkeit

- Normen und Wertvorstellungen christlicher Soldaten zu klären, zu verdeutlichen und national und international zu vertreten,

- die internationale Verständigung und Zusammenarbeit zu fördern – als Beitrag zum Frieden in der Welt,
- gemeinsam die geistigen, moralischen und gesellschaftlichen Probleme im militärischen Bereich im Lichte des Evangeliums und der christlichen Lehre zu studieren.

Gerade heute, wo der Frieden, die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Würde des Menschen und die Rechte der Völker vielfach in Frage gestellt, gefährdet, angegriffen sind, geht es darum, daß katholische Soldaten

- sich Gedanken über ihren Dienst machen und ihn aus ihrem christlichen Glauben heraus gestalten,
- den Dienst des Soldaten als Dienst für einen wirklichen Frieden innerhalb ihrer Kirche und in der Öffentlichkeit vertreten.

In einer Erklärung zur Sicherheitspolitik (abgedruckt in AUFTRAG Nr. 221) setzt sich das AMI nachdrücklich dafür ein, daß Streitkräfte sowohl aus humanitären Gründen wie auch um des Menschen- und Völkerrechts willen international Aufgaben übernehmen, sei es im Rahmen der Vereinten Nationen oder anderer internationaler Sicherheitsstrukturen.

## Bericht des Präsidenten des AMI bei der Generalversammlung am 11. September 1995 in Santiago de Compostela/Spanien

### 1. AMI-Konferenz Santiago de Compostela 1995

Zur diesjährigen Generalversammlung des Apostolat Militaire International begrüße ich Sie sehr herzlich. Ich heiße Sie willkommen in Santiago de Compostela, am Grabe des Apostels Jakobus, wo vor 30 Jahren das AMI gegründet wurde.

Ich begrüße unsere Gastgeber aus Spanien, an der Spitze den katholischen Militärbischof, Bischof Jose Manuel Estepa Llaurens, und General de División Francisco Cas- trillo Mazeret, den Leiter der spa-

nischen Delegation – und ganz besonders den Präsidenten der Junta von Galizien, Don Fraga Iribarne, der uns heute die Ehre seiner Anwesenheit erweist und dessen tatkräftige Unterstützung dazu beigetragen hat, diese Jubiläumskonferenz des AMI anlässlich seines 30jährigen Bestehens zu veranstalten.

Ich danke Ihnen, unseren spanischen Gastgebern, im Namen aller Mitglieder des AMI für die Einladung nach Spanien und die Vorbereitung dieser Konferenz unter dem Thema „AMI 1965–1995 San-

tiago de Compostela: 30 Jahre Apostolat Militaire International, 30 Jahre Pilgerfahrt im Dienst des Friedens und der Einheit der Völker: Ergebnisse und neue Ziele“.

Ich begrüße Vertreter und Delegierte aus Frankreich, Italien, Kolumbien, den Niederlanden, Österreich, den Philippinen, Portugal, Spanien, Ungarn – mit dem ungarischen Militärbischof, Bischof Dr. Ladócsi Gáspár, – und Deutschland. Besonders freue ich mich, erstmals Vertreter aus Nigeria, aus Südafrika und aus der dominikanischen Republik unter uns begrüßen zu können. Auch der Vizepräsident des Päpstlichen Rates für die Laien, Bischof Dr. Paul Josef Cordes, wird ab Dienstag an unserer Konferenz teilnehmen.

Ich eröffne damit die diesjährige Generalversammlung des AMI

und bitte den Vertreter der Landesregierung von Galizien, zu uns zu sprechen.

## 2. 30 Jahre Apostolat Militaire International (AMI) – Internationale Zusammenarbeit katholischer Soldaten für den Frieden

Dieses Jahr 1995 ist ein Jahr der runden Gedenktage – nicht nur in der Politik, sondern auch in unserem ganz speziellen Bereich als katholische Soldaten. Da kommen bei dieser Konferenz nach 30 Jahren AMI Rückblick und Ausblick zusammen.

- Vor 50 Jahren endete der Zweite Weltkrieg. Nationen Europas und der Welt, die sich damals als Feinde gegenüberstanden, sind heute Freunde und Partner – auch im Apostolat Militaire International.
- Ebenfalls vor 50 Jahren wurden in San Francisco die Vereinten Nationen gegründet, mit dem Ziel der Erhaltung des Weltfriedens und der Förderung der Zusammenarbeit der Völker. Ob die UN diese Aufgabe mit ihrer derzeitigen Struktur und ihren unzureichenden, auch militärischen, Machtmitteln erfüllen kann, wird allerdings angesichts des Krieges im ehemaligen Jugoslawien oder beispielsweise der Geschehnisse in Ruanda und Burundi zunehmend fraglich. Hoffen wir, daß die UN nicht den Weg des Völkerbundes gehen, sondern zu einem wirklich wirksamen Instrument des Weltfriedens werden.
- Vor 30 Jahren, 1965, verabschiedete das 2. Vatikanische Konzil in Rom die Konstitution „Gaudium et Spes“ über „Die Kirche in der Welt von heute“. Auf dieses Dokument beziehen wir uns als katholische Soldaten seit damals, wenn wir über unseren Dienst nachdenken und mit anderen sprechen. Der für uns entscheidende Satz darin lautet, und ich wiederhole ihn hier, weil man ihn gar nicht oft genug aussprechen kann. „Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt,

trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.“

- Auch vor 30 Jahren, 1965, schlossen sich hier in Santiago de Compostela katholische Soldaten aus vielen Ländern zum Apostolat Militaire International (AMI) zusammen. Das AMI wurde und ist heute ein internationaler katholischer Verband, der Sprachrohr und Instrument zur Umsetzung der Auffassungen katholischer Soldaten in Kirche, Streitkräften und Öffentlichkeit sein soll und will. Im AMI sind Organisationen und Vertreter aus Ländern in Europa, Nord- und Südamerika, Afrika und Asien zusammengeschlossen, in denen eine katholische Militärseelsorge existiert. Als eine Internationale Katholische Organisation (OIC) ist das AMI Mitglied in der Konferenz der OIC, der zur Zeit 36 solcher Internationaler Katholischer Organisationen angehören.

Seit 30 Jahren nun nimmt das Apostolat Militaire International (AMI) in der Kirche, in den Streitkräften der verschiedenen Länder und der Öffentlichkeit seine selbst gewählten Aufgaben wahr,

- Normen und Wertvorstellungen christlicher Soldaten zu klären, zu verdeutlichen und national und international zu vertreten,
- die internationale Verständigung und Zusammenarbeit zu fördern – als Beitrag zum Frieden in der Welt,
- gemeinsam die geistigen, moralischen und gesellschaftlichen Probleme im militärischen Bereich im Lichte des Evangeliums und der Lehre der Kirche zu studieren.

Die Wichtigkeit einer Organisation wie das AMI hat sich in den Jahren seit seiner Gründung nicht verringert, sondern verstärkt. Gerade heute, wo der Frieden, die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Würde des Menschen und die Rechte der Völker vielfach in Frage gestellt, gefährdet, angegriffen sind, geht es darum, daß katholische Soldaten

- sich Gedanken über ihren Dienst machen und ihn aus ihrem christlichen Glauben heraus gestalten,

- den Dienst des Soldaten als Dienst für einen wirklichen Frieden innerhalb ihrer Kirche und in der Öffentlichkeit vertreten.

Wir, die Mitglieder und Mitglieds-länder des AMI, treten dafür ein, daß innerhalb der Streitkräfte unserer Länder eine Atmosphäre herrscht, die dem christlichen Welt- und Menschenbild entspricht.

Katholische Soldaten, besonders auch die Vorgesetzten, sollen sich aus ihrer zweifachen Verpflichtung als Soldat und Christ dafür einsetzen, daß

- die inneren Strukturen der Streitkräfte dem christlichen Bild von der Würde des Menschen Rechnung tragen,
- auch innerhalb der Streitkräfte die Religionsausübung respektiert und unterstützt wird – in der Regel im Rahmen der Militärseelsorge,
- der Soldat sich der hohen ethischen Normen bewußt wird, die ihn einerseits zur Erfüllung seines Dienstes für die Gemeinschaft mit gutem Gewissen berechtigen, andererseits aber auch Grenzen militärischer Machtausübung festlegen.

Die Arbeit des AMI über die Jahre hinweg und seine jährlichen Generalversammlungen dienen seit 1965 diesen Zielen – nicht nur zum Nutzen der Mitglieds- und befreundeten Länder, sondern auch im Interesse der Streitkräfte und der Militärseelsorge aller Nationen. Unsere Festschrift zum 30jährigen Bestehen des AMI, die ich Ihnen und der Öffentlichkeit heute übergeben kann, dokumentiert unsere Arbeit nach innen und nach außen.

Es zeigt sich bei unseren Diskussionen und unserer Zusammenarbeit immer wieder, daß trotz sehr unterschiedlicher nationaler und geographischer Herkunft zwischen katholischen Soldaten und Militärseelsorgern ein tiefgehender Konsens über die Aufgaben und innere Verfassung von Streitkräften, aber auch über die Verwirklichung und das Leben des Glaubens unter den Soldaten möglich ist. Die Ergebnisse unserer Konferenzen, die allen Ländern mit einer katholischen Militärseelsorge zugänglich gemacht werden, und die aus ihnen hervorgegangenen öffentlichen Er-

klärungen zu wichtigen Fragen des Dienstes und des persönlichen Lebens katholischer Soldaten sprechen für sich.

Es ist wichtig, Beiträge zum Selbstverständnis des soldatischen Dienstes aus dem katholischen Glauben heraus zur Sprache zu bringen. Wir tragen damit unsere Auffassungen in die Öffentlichkeit und zu deren Meinungsbildung bei. Die Resonanz in den Medien, aber auch in Politik, Kirche und Streitkräften war und ist bisweilen groß, bisweilen hinreichend.

Einige wichtige Themenbereiche, die das AMI neuerdings oder auch weiterhin beschäftigen werden, ja müssen, sind:

- **Der Frieden erhalten-  
de und Frieden stiften-  
de Auftrag der Streit-  
kräfte und die ethische  
Begründung des solda-  
tischen Dienstes;**
- **die neuen Aufgaben,  
die Streitkräfte heute  
im Rahmen der inter-  
nationalen Solidarität,  
der humanitären Hilfe,  
der Katastrophenhilfe  
übernehmen müssen;**
- **die innere Lage, das Kli-  
ma in den Streitkräften;**
- **die (internationale) Zu-  
sammenarbeit mit Ver-  
bündeten;**
- **die Verwirklichung der  
kirchlichen Friedens-  
lehre unter radikal ver-  
änderten politischen  
und gesellschaftlichen  
Verhältnissen.**

Apostolat Militaire International – das bedeutet Laienarbeit katholischer Soldaten. Die Notwendigkeit und Bedeutung der Laienarbeit von Soldaten und Christen in den Streitkräften kann nicht nachdrücklich genug unterstrichen werden. Amtskirche und Laien sind gemeinsam Kirche, gehören zusammen und ergänzen einander. Laien leisten den Weltdienst der Kirche. In Verbänden und Räten, den Säulen der organisierten Laienarbeit, handeln Laien selbständig und mitverantwortlich in der Kirche, für die Kirche, als Kirche.

Das AMI will auch weiterhin einen Beitrag dazu leisten, daß in den Ländern mit einer katholischen

Militärseelsorge eigene Organisationen katholischer Soldaten aufgebaut werden. Kirche wird nur Zukunft haben und in der Welt präsent sein, wenn Laien und Amtskirche gemeinsam an dieser Zukunft arbeiten. Das gilt auch für das Laienapostolat in unseren Streitkräften und in der Militärseelsorge.

### 3. Sicherheitspolitische Lage – Aufgaben der Soldaten

Die Feststellung in meinen letzten Berichten, daß das AMI sich angesichts der großen und andauernden Veränderungen in den Streitkräften, der Gesellschaft, der nationalen und internationalen Politik und auch der Kirche neu besinnen, neu formieren, den Veränderungen Rechnung tragen und sich unter veränderten Verhältnissen neu bewähren muß, gilt auch heute noch. Wie sehen wir im AMI heute den Soldaten und die Streitkräfte?

Streitkräfte müssen in dieser neuen weltpolitischen Lage neben dem grundsätzlichen Auftrag zur Landesverteidigung, sei es allein oder in einem Bündnis, verstärkt internationale Mitverantwortung bei Einsätzen im Rahmen kollektiver Sicherheitsbündnisse und zur humanitären Hilfeleistung übernehmen.

Daß der Auftrag des Soldaten nicht nur eng national und auf reine Vaterlandsverteidigung im eigenen Land begrenzt zu sehen ist, war uns katholischen Soldaten zumindest seit dem II. Vatikanischen Konzil klar. Auch humanitäre Einsätze, speziell im Rahmen kollektiver internationaler Zusammenarbeit, sind aus der Sicht des Konzils und auch aus unserer Sicht als katholische Soldaten wichtige Aufgaben, die Soldaten zu erfüllen haben.

Nachdem der Papst seit 1992 die Forderung nach „humanitärer Einmischung“ erhoben hat, beschloß die Generalversammlung des AMI von Rom 1993, den Heiligen Stuhl um grundsätzliche Aussagen zu diesem für uns Soldaten wichtigen Thema zu bitten. Wir werden uns auch bei dieser Konferenz mit diesem aktuellen Thema befassen, zu dem der Heilige Vater inzwischen weitere Aussagen gemacht hat.

Aufgabe der Streitkräfte ist es also auch, ich wiederhole es, in einer kleiner gewordenen Welt weltweit neue Aufträge zu übernehmen, sowohl aus unserer, auch christlich begründeten, Weltverantwortung heraus, als auch in wohlverstandenen und berechtigtem Eigeninteresse jedes einzelnen Landes.

Wenn heute von neuen Aufgaben der Streitkräfte die Rede ist, dann geht es vor allem um den eben genannten Bereich. Es geht darum, daß Soldaten bei Hungersnöten und anderen Katastrophen Hilfe leisten. Nicht deshalb, weil dies eine grundsätzliche und originäre Aufgabe der Streitkräfte wäre, sondern einfach deswegen, weil diese Hilfe oft nur unter militärischem Schutz geleistet werden kann, und weil häufig allein die Streitkräfte die organisatorischen und materiellen Mittel, oft auch allein die Ausbildung, besitzen, um diese Aufgabe zu erfüllen.

Und es geht darum, daß wir als Soldaten uns dort einbringen, wo die Gefährdung von Leib und Leben, von Menschenrechten und Freiheit, ein solches Ausmaß angenommen hat, daß ein Eingreifen der Völkergemeinschaft unbedingt erforderlich ist. Papst Johannes Paul II. hat nachdrücklich auf diese Pflicht zur humanitären Einmischung hingewiesen, „Wenn das Überleben der Völker und ethnischer Gruppen schwer betroffen wird“. Und in seiner Ansprache an die Militärbischöfe am 11. März 1994 ergänzte der Papst diese Aussage mit den Worten: „Das Prinzip der Nichtgleichgültigkeit – oder, positiv ausgedrückt, des humanitären Eingreifens – angesichts der Dramen der Völker weist dem Soldaten und den Streitkräften eine neue und wichtige Rolle zu, für die das Evangelium stärkere und entscheidendere Motive bieten kann als alle politischen und wirtschaftlichen Vernunftsgründe.“

Es gilt, für diese neuen – oder zumindest bisher so von vielen nicht wahrgenommenen – Aufgaben der Streitkräfte ein Verständnis zu schaffen, das nicht elitär, sondern mitverantwortlich definiert ist. Der Heilige Vater merkt hierzu zu Recht an: „Die Christen, die in einem solchen Rahmen ... arbeiten, können dieser neuen Auffassung vom militärischen Dienst



große Impulse geben, sei es durch Bildung der Gewissen, sei es durch eine wirksamere Verbreitung der Werte der Gerechtigkeit, Solidarität und des Friedens: Werte, die die Grundlage für eine echte internationale Ordnung bilden“.

Daraus zieht der Papst eine durchaus einleuchtende – und ich denke, uns verpflichtende – Folgerung: *„Der Dienst am Frieden unter Waffen kann damit zur neuen Verkündigung des Evangeliums in der Welt des Militärs werden, und die christlichen Soldaten sowie ihre Gemeinschaften müssen deren erste Herolde sein“*.

Aufgabe der Soldaten wird es auch in Zukunft vermehrt sein, den Krieg zu verhindern oder zu beenden, indem sie zwischen den Parteien vermitteln, ja wortwörtlich zwischen den Fronten stehen. Erziehung zum Frieden gewinnt hier für den Soldaten eine ganz neue Dimension. Muß er doch lernen, seinen Dienst nicht mit der Waffe, sondern häufig gerade ohne sie auszuüben, legitime Gewalt nicht anzuwenden, sondern um eines wichtigen Zieles willen sogar illegitime Gewalt zu überdauern, sich nicht mit Nachdruck durchzusetzen, sondern zurückzunehmen, Frieden nicht zu erzwingen, sondern dafür zu leiden. Diese Komponente wird die klassische Erziehung des Soldaten für seinen Friedensdienst in Zukunft immer häufiger ergänzen: Frieden sichern, Frieden erhalten, Frieden wiederherstellen – das alles gilt weiterhin. Aber hinzu kommt: Frieden wachsen lassen, Frieden fördern, Frieden erdulden, auch für den Frieden leiden.

Allerdings: Märtyrertum ist nicht die Aufgabe jedes Christen, schon gar nicht die des Soldaten – Märtyrer sind die Ausnahme, nicht die Regel. Und es stellt sich auch die Frage, ob das, was Politik heute vom Soldaten in den geschilderten Situationen immer häufiger verlangt, zum Beispiel

- wehrlos zwischen den Fronten stehen,
- Gewalt tatenlos zusehen müssen,
- Bedrohten und Angegriffenen nicht helfen dürfen,
- Mord, Folter und Vergewaltigung nicht verhindern dürfen, wirklich noch soldatischer Dienst

ist, wie wir ihn verstehen und verantworten können – mögen die politischen Begründungen für ein solches Verhalten auch rational noch so einsichtig sein.

Wir werden hierüber nachdenken und dann Antworten geben müssen.

Lassen Sie mich das Gesagte mit einem Wort des Papstes aus seiner diesjährigen Botschaft zum Weltfriedenstag zusammenfassen: *„Die Gewalt, der so viele Menschen und Völker nach wie vor ausgesetzt sind, die Kriege, die noch immer zahlreiche Teile der Welt mit Blut überziehen, die Ungerechtigkeit, die das Leben ganzer Kontinente belastet, können nicht mehr geduldet werden. Es ist Zeit, von den Worten zu Taten zu schreiten: die einzelnen Bürger und die Familien, die Gläubigen und die Kirchen, die Staaten und die internationalen Organisationen, alle sollen sich aufgerufen fühlen, mit erneutem Einsatz die Förderung des Friedens in die Hand zu nehmen.“*

#### 4. Anmerkungen zur Arbeit und Zukunft des AMI

„Wir müssen überlegen, wie es mit dem AMI weitergeht“, habe ich bei der letzten Generalversammlung in Braga gesagt. Da sich in den vergangenen Jahren so vieles im politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Bereich verändert hat, was auch Einfluß auf unser Engagement als Laien in der und für die Kirche unter Soldaten, also auf das AMI insgesamt hat, war eine Lagefeststellung angesagt. Wir hatten beschlossen, ein Grundsatzpapier „Zur Zukunft des AMI“ zu entwerfen, zu diskutieren und es möglichst im Jahre 1996 als Grundlage für die Arbeit des AMI in der Zukunft zu verabschieden,

Auf der Basis der Ergebnisse unserer Diskussionen in Braga sollte eine Arbeitsgruppe „Zukunft des AMI“ bis zur diesjährigen Generalversammlung einen Entwurf dieses Papiers erstellen, der nach weiterer Diskussion bei der Generalversammlung 1995 dann durch die Arbeitsgruppe bis Mitte 1996 überarbeitet und während der Generalversammlung 1996 verabschiedet werden sollte.

Die Arbeitsgruppe „Zukunft des AMI“ hat, wie vorgesehen, vom

27.–29. Januar 1995 in Florenz getagt. Beteiligt waren Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland. Die Niederlande, die ursprünglich ihre Mitarbeit zugesagt hatten, nahmen nicht teil, da sie als Voraussetzung der Tagung in Florenz diskussionsfähige Vorlagen erwarteten, die aber allenfalls das Ergebnis der Tagung hätten sein können. Hier zeigt sich im übrigen eine falsche Vorstellung von der Arbeit und den Möglichkeiten des AMI. Nicht das Präsidium oder ein Generalsekretariat können und sollen die Arbeit des AMI leisten, sondern alle Mitglieder im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Die Arbeitsergebnisse können immer nur so gut und umfassend sein, wie die Mitglieder des AMI zu ihnen beitragen.

Die Arbeitsgruppe hat in Florenz das Programm der diesjährigen Generalversammlung beraten und sich Gedanken über die zukünftige Arbeit des AMI gemacht. Sie hat vorgeschlagen, dieses Thema zum Schwerpunkt der diesjährigen Generalversammlung zu machen und die Mitgliedsländer zu bitten, sich anhand eines kleinen Fragenkatalogs – den ich Ihnen mit der Einladung übersandt habe – darauf vorzubereiten. Wir suchen Antworten auf die Fragen „Was wurde bisher im AMI geleistet?“ – „Wo stehen wir derzeit?“ – um dann sagen zu können „Dorthin und so kann und muß es weitergehen“. Es geht nicht in erster Linie um Lagefeststellung, sondern um die zu ziehenden Folgerungen und um Planung, Hinweise und Hilfen zum Handeln.

Wenn in unseren Streitkräften ein Geist herrschen soll, der unserem christlichen Verständnis vom Menschen als Geschöpf Gottes entspricht, wenn unsere Soldaten aller Dienstgrade ihren militärischen Auftrag auf der ethischen Grundlage und Zielsetzung unseres Glaubens als Dienst für den Frieden sehen und erfüllen sollen, dann müssen wir katholischen Soldaten das Verständnis hierfür wecken und erhalten. Dies ist eine im rechten Sinne missionarische Aufgabe für das AMI. Wir werden uns dieser Aufgabe in einer zunehmend entchristlichten Welt heute mehr denn je stellen müssen. Dies muß durch den einzelnen Soldaten, gleich welchen Dienstgrades,

vor Ort geschehen. Wir meinen aber, daß das AMI als Organisation hier zur Meinungsbildung eine wichtige Rolle spielen kann; deshalb werden wir in Zukunft größeren Wert auf die Erarbeitung und Verbreitung von Informationen (also Büchern, Broschüren) zu den Fragen der Ethik des militärischen Dienstes legen.

## 5. Aus der Arbeit im vergangenen Jahr

Einige Ereignisse, Ergebnisse und Bedingungen unserer Arbeit im vergangenen Jahr will ich kurz erwähnen.

### • Der Soldat und seine Familie

Unser letztjähriges Thema war nicht nur wichtig, sondern auch aktuell. Wichtig war, daß wir uns mit diesem Thema auseinandergesetzt und die – teilweise recht unterschiedlichen – Auffassungen der verschiedenen Mitgliedsländer kennengelernt haben. Nachdem wir kein allgemein gebilligtes Abschlußdokument fertigstellen konnten, hatte Holland angeboten, auf der Basis von Stellungnahmen der einzelnen Länder, die bis zum Jahresende nach Holland geschickt werden, sollten den Entwurf eines Schlußdokuments zu fertigen. Außer Deutschland hat aber kein Land eine Stellungnahme vorgelegt. Holland hat deshalb mitgeteilt, es werde ein solches Schlußdokument nicht entwerfen; dem hat das Präsidium zugestimmt, wenngleich es die Beurteilung des deutschen Beitrags durch Holland als „enttäuschend“ für unzutreffend hält.

Als Ergebnisse der Konferenz zum Thema „Soldat und Familie“ werden damit die im Protokoll enthaltenen Beiträge der Länder und Arbeitsgruppen sowie der Entwurf einer Schlußerklärung angesehen. Ich weiß, daß auch diese Arbeitsergebnisse von etlichen Ländern positiv gesehen und für ihre Arbeit übernommen wurden.

Wir sollten uns darüber einig sein, daß die Bedeutung unserer Konferenzen im Meinungsaustausch und in der gemeinsamen Behandlung für uns wichtiger Themen liegt. Es ist nicht immer und unbedingt erforderlich, eine von allen gebilligte „Erklärung von Rom

oder Braga“ zu beschließen und zu veröffentlichen, zumal die begrenzte Zeit eine ausführliche Diskussion und einen Abstimmungsprozeß oft nicht erlaubt. So werden wir auch am Ende dieser Konferenz voraussichtlich nur ein Communiqué veröffentlichen, das zusammenfassend über Arbeit und Ergebnisse der Konferenz berichtet.

### • Konferenz der OIC

Nach wie vor arbeiten wir intensiv in der Konferenz der OIC und in ihrem Geschäftsführenden Ausschuß, dem Comité de Continuité, mit. Erstmals wird die Generalversammlung der OIC in diesem Jahr vom 28. Oktober bis 4. November in Accra, der Hauptstadt Ghanas. Sie steht unter dem Thema „Unsere Unterschiede – unsere Hoffnungen: Der Beitrag der Internationalen Katholischen Organisationen zu einer dauerhaften menschlichen Entwicklung“. Auch hier stehen eine Bestandsaufnahme und eine Zielbestimmung im Mittelpunkt.

### • Weltfriedenstag

Die Feier des Weltfriedenstag – als Soldaten und zusammen mit Soldaten anderer Länder – mit einem Gottesdienst oder einer anderen Veranstaltung ist das Ergebnis einer Anregung des AMI – bei der AMI-Konferenz anlässlich des Heiligen Jahres 1975 wurde dieser Beschluß gefaßt. Auch in diesem Jahr wurde der Weltfriedenstag vielerorts von Nord bis Süd zum Anlaß genommen, zusammen mit Verbündeten und Freunden aus anderen Ländern eine gemeinsame Demonstration des Einsatzes und des Gebets für den Frieden zu veranstalten.

Und ich denke, **beim nächsten Heiligen Jahr in Rom, im Jahr 2000, sollte das AMI erneut nach Rom gehen und ein Zeichen für den Frieden setzen.** Eine internationale Soldatenwallfahrt des AMI wäre gewiß ein solches Zeichen.

### • Gebet- und Gesangbuch des AMI

Wir haben, und den größten Teil der Arbeit hat dabei unser Vizepräsident Günter Thye geleistet, das Gebet- und Gesangbuch des AMI endlich fertiggestellt. Es liegt

Ihnen vor, wir wollen es bei unseren Gottesdiensten benutzen.

Allerdings haben wir uns entschlossen, das Ordinarium Missae in den verschiedenen Sprachen nicht mit einzuschließen, sondern statt dessen die im Vatikan verfügbaren Texte zu kaufen und zu verwenden; das ist sowohl billiger als auch flexibler den Bedürfnissen der jeweiligen Konferenz anpaßbar.

Herzlicher Dank an Günter Thye für die Arbeit, die er hier für uns alle geleistet hat.

### • AMI-Festschrift

Ebenso ist das Vorhaben, eine Festschrift des AMI zum 30jährigen Bestehen – und damit auch einen Vorläufer einer Chronik des AMI – zu erstellen, mit vielen Mühen gerade noch rechtzeitig gelungen. Mit tatkräftiger Unterstützung des Geistlichen Beirats, Padre Don Luis Martinez Fernandez, der vor allem die Chronik erarbeitet hat, und unserer Freunde in Italien, General Naldi und in Frankreich, Oberst Potey, konnte ich die Festschrift mit allen wichtigen, überprüften und in fünf Sprachen übersetzten Dokumenten bis zur Konferenz fertigstellen und zum Glück das deutsche Verteidigungsministerium davon überzeugen, sie für uns nur gegen Erstattung der reinen Papierkosten zu drucken.

Ich hoffe, diese Festschrift entspricht Ihren Wünschen und ist zugleich ein gutes Informationsmittel über unsere Arbeit. Wir werden die Festschrift allen Militärbischöfen zusenden. Auch scheint es sinnvoll, sie den Verteidigungsministerien der Länder zuzusenden, die entweder Mitglied im AMI sind oder eine katholische Militärseelsorge eingerichtet haben. Bitte lassen Sie mich die entsprechenden Adressen in Ihren Ländern wissen und teilen Sie mir auch noch während dieser Konferenz mit, wieviel Exemplare Sie für Ihre eigene Arbeit benötigen. Die Gesamtauflage beträgt 1.200 Exemplare.

### • AMI-Familienfreizeit

Leider mußte die AMI-Familienfreizeit in diesem Jahr ausfallen, weil das von Deutschland dafür vorgesehene Freizeithaus für den Monat August unerwarteter-

weise bereits belegt wurde, als wir noch in Braga tagten.

Im Jahr 1996 allerdings soll wieder eine solche Freizeit für Familien aus dem AMI stattfinden, und zwar im August 1996 in Frankreich. Genauere Informationen hierüber erhalten Sie im Laufe der Konferenz.

#### • 4. Weltkonferenz über die Frauen in Peking

Vom 4. bis 15. September 1995 findet in Peking die 4. Weltkonferenz über die Frauen statt. Als Mitglied der Konferenz der Internationalen Katholischen Organisationen war auch das AMI eingeladen, an der Konferenz teilzunehmen.

Sowohl, weil das Thema nicht unbedingt ein spezielles Thema des AMI ist, als auch aus finanziellen Gründen haben wir eine Teilnahme abgesagt. Wohl aber haben wir uns an den Vorbereitungen zur Konferenz beteiligt und dort unsere Meinungen eingebracht. Dies geschah bei einer vom Vatikan veranstalteten Vorbereitungskonferenz in Rom am 9. und 10. Juni 1995, bei der das AMI durch unsere italienischen Freunde von der PASFA, Maria Carla di Giovanni und Maria Sofia Barbasetti di Prun, vertreten wurde. Wir werden darüber sicher noch etwas beim Bericht Italiens hören. Herzlichen Dank jedenfalls für diese Vertretung; sie ist das geeignete Mittel, das AMI international präsent werden zu lassen, ohne deshalb immer nur das Exekutivkomitee einzusetzen.

#### • Arbeitsgruppe Menschenrechte der OIC

Ich hatte bereits in Braga darauf hingewiesen, daß es wichtig ist, daß gerade wir Soldaten uns in der Arbeitsgruppe „Menschenrechte“ der OIC engagieren. Allzu häufig, und leider nicht immer zu Unrecht, bringt man ja Soldaten in Verbindung mit Mißachtung oder gar Verletzung der Menschenrechte. Hier gilt es entgegenzuwirken.

Deutschland hat sich bereit erklärt, in dieser Arbeitsgruppe „Menschenrechte“ im Auftrag des AMI mitzuarbeiten; Oberstleutnant i.G. Wittkamp wird diese Aufgabe übernehmen. Ich wäre aber dankbar, wenn auch andere Länder noch ihre Bereitschaft zur Mitarbeit erklären könnten. Aller-

dings muß ich darauf hinweisen, daß die Kosten durch das jeweilige Land zu tragen sind; unser Budget reicht dafür leider nicht aus.

#### • Tod des Militärbischofs der Philippinen

Mit tiefer Trauer und aufrichtigem Mitgefühl für unsere Kameraden und Freunde auf den Philippinen haben wir erfahren, daß der Militärbischof der Philippinen, Bischof Severino M. Pelayo, am 26. Februar 1995 an einer schweren Krankheit verstorben ist. Seine Krankheit – Krebs – brach bereits im Jahr 1993, kurz nach seiner Rückkehr von der AMI-Konferenz in Rom, aus. Fast zwei Jahre dauerte sein Kampf gegen diese tödliche Bedrohung; am Ende unterlag er nach Gottes Willen. Ich habe auf Wunsch der Philippinen hierüber alle katholischen Militärbischöfe informiert.

Mit Bischof Pelayo haben die philippinische Armee und die philippinische Nationalpolizei ihren obersten Militärggeistlichen verloren, einen Seelsorger, dem das geistliche Wohl und die geistliche Betreuung der ihm anvertrauten Soldaten und ihrer Familien ebenso am Herzen lagen wie deren ethische Formierung für ihren Dienst als Soldaten und Christen.

Das Apostolat Militaire International (AMI) erinnert sich an Bischof Pelayo als einen eifrigen Förderer des AMI, dem die internationale Zusammenarbeit und der Dienst der Soldaten für den Frieden wichtige Anliegen waren. Seinem Engagement ist es zu verdanken, daß die Philippinen Mitglied des AMI wurden.

Das Apostolat Militaire International wird Bischof Pelayo stets in dankbarer Erinnerung behalten. Ich bitte Sie alle, ihn in Ihr Gebet einzuschließen und auch morgen früh im Gottesdienst Gottes Frieden für ihn zu erbitten.

#### • Sprachen im AMI

Nach wie vor sind gemäß unseren Statuten die offiziellen Sprachen des AMI Deutsch Englisch Französisch, Italienisch und Spanisch. Entsprechend sind sie auch in der Festschrift vertreten.

Da es uns bzw. dem veranstaltenden Land bei AMI-Konferenzen aber aus finanziellen Gründen in der Regel nicht möglich ist, für alle

diese Sprachen Dolmetscher zur Verfügung zu stellen, hat das Exekutivkomitee beschlossen, bei Konferenzen in Zukunft wie folgt zu verfahren:

- Vorträge und Plenarveranstaltungen werden simultan in die Sprache des veranstaltenden Landes und ins Englische übersetzt; das heißt, hier in Santiago sind die Konferenzsprachen Spanisch und Englisch.
- Die Teilnehmerländer werden gebeten, entweder Delegierte zu entsenden, die einer dieser beiden Sprachen mächtig sind, oder erforderlichenfalls eigene Dolmetscher mitzubringen.
- Bei Gruppenarbeit wird entweder Arbeit in Sprachgruppen vorgesehen oder die Übersetzung, wenn erforderlich, durch sprachkundige Mitglieder der jeweiligen Arbeitsgruppe bewerkstelligt.

Ich denke, mit dieser Regelung können wir, auch finanziell, leben.

#### • Haushalt des AMI

Es gibt das Wort „Über Geld redet man nicht, Geld hat man“. Leider trifft dies für das AMI nicht zu. Wir haben meistens kein Geld, immer aber zu wenig. Das letzte Haushaltsjahr schloß mit einem Defizit von 3022,47 DM ab; der Haushaltsprüfer hat die ordnungsgemäße Führung des Kontos geprüft und bestätigt. Ohne die jährliche Unterstützung von 25.000 Mark durch die GKS Deutschlands wäre die Arbeit in dem geleisteten Umfang gar nicht möglich. Auch die Stiftung Pius XII. im Vatikan haben wir erneut um einen Beitrag gebeten; eine Antwort steht noch aus. Unsere Mitglieder muß ich unter diesen Umständen allerdings noch einmal herzlich bitten, ihren Beitrag für dieses Jahr – und eventuell noch ausstehende Beiträge für frühere Jahre – möglichst noch hier bei der Konferenz an unseren Kassenführer, Günter Thye, zu zahlen.

#### • Nächste Generalversammlung

Zum Schluß schon jetzt ein Hinweis auf unsere nächste Generalversammlung. Sie wird im September 1996 stattfinden; näheres werde ich am Ende dieser Generalversammlung bekanntgeben.

Bitte beachten Sie, daß mit Ablauf des Jahres 1996 die Amtszeit des derzeitigen Exekutivkomitees endet. Wir müssen also 1996 ein neues Land für das Präsidium wählen – Deutschland kann nach sechs Jahren entsprechend den Statuten nicht wieder kandidieren. Außerdem ist es dringend erforderlich, wieder ein Land für das Generalsekretariat zu wählen, da die gesamte Arbeit einfach nicht über längere Zeit nur vom Präsidium und vom Geistlichen Beirat geleistet werden kann. Vielleicht können wir hier schon einige Vorüberlegungen anstellen; beachten Sie bitte in jedem Fall die in den Statuten festgelegten Fristen für Vorschläge und Kandidaturen.

## 6. Schlußbemerkungen

So bleibt mir am Schluß nur, zu danken. Ich danke für die für und im AMI geleistete Arbeit und die gute, brüderliche Zusammenarbeit, nicht nur im vergangenen Jahr, sondern während meiner gesamten bisherigen Amtszeit als Präsident. Diesen Dank verdienen

alle Mitglieder und Mitarbeiter des AMI, im Präsidium, im Exekutivkomitee, in den einzelnen Mitgliedsländern. Der Dank gilt auch unseren Militärbischöfen und allen Militargeistlichen, die als Geistliche Beiräte oder in ihrer jeweiligen Funktion unsere Arbeit nach Kräften unterstützen. Ohne ihre Hilfe wäre die Arbeit des AMI sicher viel schwerer, ja mancherorts überhaupt nicht möglich.

Ein besonderes Wort des Dankes gilt heute Brigadier Rolf Urrisk aus Österreich. Er hat seit 1985 bis zum letzten Jahr als erster Generalsekretär das Generalsekretariat des AMI geführt, zuerst unter der Präsidentschaft Österreichs, dann ab 1991 unter dem deutschen Präsidium. Daß das AMI heute als anerkannte Internationale Katholische Organisation in der Kirche und den Streitkräften ein Begriff ist, daß es sich weiter ausbreitet, daß die Mitgliedsländer untereinander und mit dem Exekutivkomitee Verbindung halten, ist auch seiner langen und engagierten Arbeit für das AMI zu verdanken. Der Präsident der AKS Österreichs, General Eckstein, hat mir in einem

Brief mitgeteilt, daß Österreich das Generalsekretariat bis zum Ablauf des Jahres 1996 nicht mehr führen kann, weil Brigadier Urrisk sein Amt als Generalsekretär wegen zu umfangreicher dienstlicher Verpflichtungen im Jahr 1994 aufgeben mußte und kein anderer Vertreter Österreichs verfügbar ist. Wir bedauern das Ausscheiden unseres langjährigen ersten Generalsekretärs; er wird uns fehlen. Das Exekutivkomitee hat beschlossen, Brigadier Rolf Urrisk in Anerkennung seiner Verdienste um das AMI die große Ehrenmedaille des AMI zu verleihen, die ich ihm hiermit mit herzlichem Glückwunsch überreiche.

Mit diesem Dank an alle Genannten und Ungenannten verbinde ich die Hoffnung, daß das AMI mit – trotz der kleinen Schar, die wir nach den Worten Jesu sind und wohl auch bleiben werden – so vielen Mitgliedern, Mitarbeitern, Freunden und Helfern auch in Zukunft seine wichtige Aufgabe in den Streitkräften der verschiedenen Länder, in unserer Kirche und in unserer Gesellschaft weiterhin mit Erfolg erfüllen kann.

## 30 Jahre AMI – Was wurde geleistet? Wo stehen wir? Was bleibt zu tun?

**Teilnehmer:** Deutschland, Niederlande, Österreich, Ungarn

### Ergebnis der deutschsprachigen Arbeitsgruppe:

#### Thema I:

*Was hat das AMI in den 30 Jahren seines Bestehens für das Selbstverständnis des katholischen Soldaten und für die internationale Zusammenarbeit katholischer Soldaten entsprechend seinen Statuten leisten können?*

**ARTIKEL 1 DER STATUTEN:**  
DAS AMI IST EINE VOM APOSTOLISCHEN STUHL ANERKANNTE INTERNATIONALE KATHOLISCHE ORGANISATION VON SOLDATEN, DIE IM GEISTE DES KONZILSDEKRETS ÜBER DAS APOSTOLAT DER LAIEN ARBEITEN, UNTER BERÜCKSICHTIGUNG DER BESONDEREN VERHÄLTNISSE JEDES LANDES.

**1** – In diesem Sinne anerkennt das AMI seit seiner Gründung im Jahre 1965, daß in einer Organisation weltweiten Zuschnitts die jeweiligen staatlichen, kulturellen, organisatorischen und administrativen Besonderheiten zumindest zeitlich befristet Unterschiede in Umfang, Art und Form der Mitarbeit bedingen können. Entscheidend ist, daß der Wille zur langfristigen Verwirklichung der gemeinsamen Zielsetzungen über eine evolutionäre Entwicklung und Angleichung im Rahmen des jeweils Möglichen vorhanden ist.

**2** – Dieses Vorgehen hat sich in der 30jährigen Geschichte des AMI im Prinzip bewährt.

*AN DIESER STELLE IST DER HINWEIS WICHTIG, DAß ES BEI DER ARBEIT DES AMI NICHT UM DIE ERFÜLLUNG DER STATUTEN GEHT, SONDERN UM DEN MISSIONSAUFTRAG DES HERRN: „GEHET HINAUS IN ALLE WELT“.*

### ARTIKEL 2 DER STATUTEN: AUFGABEN DES AMI SIND:

**A) VERBREITUNG DES CHRISTLICHEN VERSTÄNDNISSES VOM SOLDATISCHEN DIENST UND DER WERTE, DIE IHN CHARAKTERISIEREN, AUF NATIONALER UND INTERNATIONALER EBENE.**

**3** – Das AMI versteht sich als aktives Laienelement der Kirche und fördert in gemeinsamer Arbeit mit den Mitgliedsländern und ggf. befreundeten Ländern die Umsetzung der katholischen Friedens- und Soziallehre in die Praxis der Streitkräfte. Es schafft damit die Grundlagen für die Ausbreitung eines gemeinsamen Verständnisses vom Dienst des christlichen Soldaten. Das AMI stellt dabei die Positionen der Mitgliedsländer zu den ethisch-moralischen Fragen des soldatischen Dienstes im jeweiligen Umfeld fest und sucht langfri-



stig zu einer größeren Angleichung der Standpunkte mit dem Ziel einer immer umfassenderen „AMI-Auffassung“ zu kommen.

**4** – Das AMI leistet als Folge der in seiner Arbeit gewonnenen Erkenntnisse bzw. eventuell aufgekommener Zweifel einen Beitrag zur Klärung kirchlicher Konzepte und Vorstellungen bezüglich des Dienstes des Soldaten, indem es nötigenfalls klärende Worte seitens des kirchlichen Lehramtes einfordert.

**5** – Das AMI setzt sich aktiv für eine fortschreitende Verwirklichung der inhaltlichen Aussagen des Konzilsdekrets über das Laienapostolat – „Die Laien leisten den Weltdienst der Kirche“ – in den Streitkräften ein und initiiert und fördert die Laienarbeit unter Soldaten in den Mitgliedsländern und darüber hinaus.

**6** – Das AMI setzt sich aus seinem Verständnis von der einen Kirche für eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Einrichtungen der Militärseelsorge in den Mitgliedsländern ein und versucht damit zur Schaffung einer Vertrauensbasis für katholische Laienarbeit beizutragen, dies insbesondere dort, wo (noch) Vorbehalte bestehen.

**7** – Das AMI fördert durch seine internationale Arbeit und die „Hilfestellungen“, die es zu geben in der Lage ist, ein selbstbewußtes Auftreten der Soldaten im gelebten christlichen Zeugnis innerhalb und außerhalb der Streitkräfte: „Wir sind als Christen Soldaten und als Soldaten Christen“.

## **B) FÖRDERUNG DER INTERNATIONALEN VERSTÄNDIGUNG UND ZUSAMMENARBEIT ALS BEITRAG ZUM FRIEDEN IN DER WELT:**

**8** – Das AMI fördert durch seine Arbeit ganz allgemein weltweit gegenseitige Kenntnis und damit Ansätze zu Integration und Solidarität. Es trägt durch die regelmäßigen Treffen von Delegationen unterschiedlichster Länder zur Vertrauensbildung und zur Schaffung eines Netzes persönlicher Beziehungen bei, welches die Arbeit erleichtert und fördert.

**9** – Das AMI schafft – neben der Leistung thematischer und Sacharbeit – im affektiven Bereich auf

internationaler Ebene Gemeinschaftserlebnisse durch besondere Veranstaltungen, die auch die Familienangehörigen einschließen und der Vertiefung der persönlichen Kontakte dienen.

## **C) GEMEINSAMES STUDIUM DER GEISTIGEN, MORALISCHEN UND GESELLSCHAFTLICHEN PROBLEME IM MILITÄRISCHEN BEREICH IM LICHT DES EVANGELIUMS UND DER LEHRE DER KIRCHE:**

**10** – Das AMI fördert die Entwicklung und Pflege einer gemeinsamen christlichen Kultur soldatischen Dienens – über nationale und kulturelle Grenzen hinweg – auf der Basis der Heiligen Schrift sowie der Friedens- und Soziallehre der katholischen Kirche, wie sie sich vor allem in „Gaudium et Spes“ niedergeschlagen hat.

Dabei kommt es insbesondere darauf an, diese ständig im Bewußtsein zu halten bzw. bezogen auf die jeweilige konkrete Situation neu zu entdecken.

**11** – Das AMI vertritt aktiv die Positionen katholischer Christen hinsichtlich ihres Soldatseins und ihres soldatischen Dienstes in nationalen und vor allem internationalen kirchlichen Gremien, z. B. der „Konferenz der Internationalen Katholischen Organisationen“ (OIC), beim Vatikan, im Weltlaienrat und anlässlich der verschiedenen regionalen bzw. weltweiten Laienkongresse. Auch der engen Zusammenarbeit mit dem päpstlichen Laienrat kommt hohe Bedeutung zu.

Die Gestaltung der Zusammenarbeit mit den Bischofssynoden und der Konferenz der Militärbischöfe auf der Basis geregelter Beziehungen ist aus der Sicht des AMI für die Zukunft der Kirche unter Soldaten besonders bedeutsam.

**12** – Das AMI wird sich darum bemühen, Regierungen, Politiker und Streitkräfteführungen gezielt auf Defizite im Sinne eines verantwortungsbewußten Umgangs mit den Streitkräften und den in ihnen dienenden Soldaten einschl. der Familien hinzuweisen; es wird weiterhin Erwartungen in dieser Hinsicht darstellen bzw. diese im Einzelfall auch in entsprechende Forderungen umsetzen.

**13** – Das AMI gibt allgemeine Erklärungen im internationalen und ggf. auch nationalen Bereich zu Belangen der Soldaten und ihrer spezifischen Lebensumstände, einschließlich der Verwirklichung des Anspruchs auf Militärseelsorge, der Achtung der Menschenwürde und der Menschenrechte usw. heraus.

## **D) OFFENHEIT FÜR ÖKUMENISCHE ZUSAMMENARBEIT:**

**14** – Das AMI tritt ein für die Unterstützung einer wohlverstandenen ökumenischen Entwicklung im Bereich der Militärseelsorge und der kirchlichen Arbeit christlicher Laien unter den Soldaten im internationalen Bereich.

## **E) INFORMATION ÜBER DIE TÄTIGKEIT DES AMI IN LÄNDERN ODER GEMEINSCHAFTEN, DIE DEM AMI NOCH NICHT ANGEHÖREN:**

**15** – Das AMI erreichte mit Erwirkung seiner Anerkennung als OIC seitens des Apostolischen Stuhls im Jahre 1985 eine sichtbare Stärkung der Position des aus christlicher Überzeugung seinen Dienst verrichtenden Soldaten in der Weltkirche und in den internationalen Laienforen, in denen bis dahin, auch wenn es Mitchristen waren, diese Positionen kaum zur Kenntnis genommen wurden.

**16** – Das AMI bleibt bemüht, die Ausweitung seiner Mitgliedsländer/ Mitgliedsorganisationen über den derzeitigen Rahmen hinaus zu erreichen und damit seine Tradition der ständigen Ausdehnung fortzuführen.

## **Thema II:**

*Welche neuen Probleme und Aufgaben haben sich für katholische Soldaten in Kirche, Streitkräften und Gesellschaft ergeben?*

**17** – Das Hauptproblem der Kirche und damit auch des AMI ist die fortschreitende „Entfremdung“ zwischen Gesellschaft und Kirche mit dem damit korrespondierenden Verlust an religiös-ethischen Bindungen/der Hinwendung zu anderen Bekenntnisformen.

**18** – Eine zunehmende „Aufsplitterung“ der einstmaligen homogenen Werteordnung auch unter den Kir-

chenmitgliedern erschwert die Zusammenarbeit der engagierten Laien und behindert sogar ein vorbehaltloses Gespräch aller Christen miteinander.

**19** – Die z.Z. stattfindende Internationalisierung der Streitkräfte legt die unterschiedlichen Strukturen in den einzelnen Ländern offen, zeigt die Grenzen nationaler Militärseelsorge auf und fordert zu „grenzüberschreitenden“ Aktivitäten in dieser Hinsicht heraus, um dem möglichen Verlust an religiöser Identität entgegenzuwirken.

**20** – Angesichts erweiterter Aufgaben und zunehmender Verantwortung weltweiten Ausmaßes bzw. bei internationalen Einsätzen erhöht sich der Legitimationsdruck, dem sich der Soldat zunehmend – und oft politisch alleingelassen – ausgesetzt sieht. Hier ergibt sich eine Aufgabe besonderer Bedeutung für das AMI.

**21** – Das AMI weist in seiner Bilanz auch Defizite auf, die bisher nicht abgebaut werden konnten. Manche Ziele waren bisher nur in Ansätzen zu verwirklichen, z.B. die Verankerung der Laienarbeit in den Streitkräften aller Mitgliedsländer, die Sicherstellung einer langfristigen und kontinuierlichen Mitarbeit aller Mitgliedsländer, der legitime Wunsch des AMI nach einer wie auch immer gearteten Einbeziehung in die internationalen Konferenzen der Militärbischöfe usw.

### **Thema III:**

*Was können in der heutigen Zeit die Ziele und Rolle einer internationalen Organisation katholischer Soldaten sein?*

**22** – Das AMI muß seine bisherige – trotz der verbleibenden Defizite – insgesamt erfolgreiche Arbeit auf den verschiedenen Feldern seiner Zielsetzung im kirchlichen und nichtkirchlichen Bereich fortsetzen, intensivieren und möglichst konkret gestalten.

Die Arbeit in den OIC wird unverändert fortzusetzen sein.

**23** – Angesichts der zunehmenden Neigung zu unverbindlichen und ethisch offenen Aussagen und Haltungen muß das **AMI** sich zu den **Schwerpunkthemen** seines Aufgabenbereiches.

- **der Wehrethik,**
- **dem Selbstverständnis des christlichen Soldaten als eines aktiven Gläubigen in seiner Kirche und**
- **der Sicherheits- und Verteidigungspolitik,**

mit eindeutigen und klaren Aussagen auf der Basis der göttlichen Offenbarung deutlich abheben, auch wenn dies „Anstoß“ erregen könnte.

**24** – Das AMI muß in diesem Sinne noch mehr als bisher mit Stellungnahmen und Veröffentlichungen im internationalen staatlichen und kirchlichen Bereich an die Öffentlichkeit treten, um die Rolle des Soldaten als Christen und die des Christen als Soldaten in einer sich wandelnden Welt mit den neuen und wachsenden Aufgaben und Verflechtungen der internationalen Friedenssicherung zu verdeutlichen und dadurch auch seinen Bekanntheitsgrad und seine Mitgliederzahl erhöhen.

**25** – Es ist zu überlegen, hierfür eine eigene Reihe von Veröffentlichungen/Dokumentationen des AMI zu schaffen, die sowohl Binnen- als auch Außenwirkung haben sollen.

**26** – Das AMI muß versuchen, mit seinen insgesamt bewährten Vorstellungen von der Laienarbeit unter Soldaten in den aufwachsenden „internationalen Militärstrukturen“ Fuß zu fassen.

**27** – Langfristig sollte angestrebt werden, daß das AMI regelmäßig bei den internationalen Konferenzen der Militärbischöfe beteiligt wird.

### **Thema IV:**

*Mit welchen Mitteln sind die sich stellenden Aufgaben zu lösen?*

**28** – Bei weiterer Ausdehnung des AMI über alle Kontinente muß über neue Organisationsformen und Arbeitsweisen nachgedacht werden, ohne daß dadurch die bewährten Grundstrukturen und die integrierende Wirkung der Gesamtorganisation verlorengeht, da „weltweite“ jährliche Generalversammlungen zunehmend die Länder/nationalen Organisationen administrativ bzw.

finanziell überfordern und auch die Effizienz der AMI-Arbeit durch den für größere Vorhaben unvermeidbaren Aufwand reduzieren können.

**29** – Vorstellbar wäre es daher, daß die Generalversammlungen, die weiterhin ein Zentralthema haben sollen, nur noch alle zwei Jahre stattfinden und zwischen ihnen nur Arbeitsgruppen oder Leitungsgremien mit möglichst geringem Aufwand tagen.

**30** – Die „Aufgabenteilung“ zwischen dem AMI als einer internationalen Dachorganisation und den nationalen Organisationen sollte überdacht werden.

Die Länder sollten im Sinne einer Aufgabenteilung/-delegierung vermehrt neben ihren eigenen nationalen Aufgaben auch Aufgaben des AMI in ihrem regionalen Umfeld übernehmen (z.B. Gewinnung/Unterstützung von neuen Mitgliedern in der „Nachbarschaft“).

Das Präsidium des AMI setzt den nationalen Organisationen Ziele, gibt Anregungen, nimmt die internationale Repräsentanz der Organisation wahr und hält die Verbindung zur Kurie und zu den OIC usw.

**31** – Die Mitgliedsländer sind aufgefordert, auch zwischen den Generalversammlungen regen Kontakt zum Präsidium/Generalsekretariat und untereinander zu halten, damit die Einheitlichkeit der AMI-Auffassungen und die Effizienz der Arbeit und damit das internationale Gewicht des AMI sichergestellt bleiben.

**32** – Die Ausweitung der Aufgaben (mehr Mitgliedsländer, mehr Veröffentlichungen usw.) erfordert einen erhöhten Ansatz finanzieller Mittel. Hierfür sollten nicht nur die Mitgliedsländer herangezogen werden, es sollten auch Zuweisungen seitens der Kirche in Anlehnung an die Praxis in anderen Bereichen der Laienarbeit eingefordert werden.

**33** – Es wird erwartet, daß diese Vorschläge bei der nächsten Generalversammlung behandelt werden.

## WEHRBEREICH III

# Zwischen GROSSEM ARBER und GROSSEM OSSER

## Familienwerkwoche im Haus St. Michael, Lohberg/Bayerischer Wald

Johann-A. Schacherl

Die Idee hatte Hauptfeldwebel Schacherl, „Warum sollte man nicht einmal versuchen, außerhalb der Grenzen des eigenen Wehrbereichs, eine Familienwerkwoche durchzuführen?“ Von der Idee bis zur Realisierung im gerade renovierten Haus der Katholischen Militärseelsorge, St. Michael am Osser im Bayerischen Wald vergingen rund ein- einhalb Jahre. Damit auch Familien mit schulpflichtigen Kindern teilnehmen konnten, wurden die Herbstferien 1995 in NRW ins Auge gefasst.

15 Familien mit 20 Kindern – nicht nur aus dem Wehrbereich III – konnten begrüßt werden. Als Referenten hatte der Vorsitzende im Wehrbereich gewonnen: Frau Oberstudienrätin Dagmar Klein-Mosch, Frau Katharina Bleifeld, Herrn Oberstleutnant a.D. Günter Bleifeld und Herrn Oberstleutnant Karl-Jürgen Klein sowie als Geistlichen Beirat, Pater Josef Kohlhaas. Während der Veranstaltungen für die Erwachsenen war eine Betreuung für die Kinder vorgesehen.

**„Nach welchen Werten wurden wir erzogen, zu welchen Werten sollen wir unsere Kinder erziehen?“**

Diese Fragen stellte Frau Klein-Mosch zu Beginn des ersten Tages, die Erwachsenen sollten darüber nachdenken. Nach einer Einführung konnten in kleinen Gruppen Erlebnisse aus der eigenen Erziehung eingebracht werden. Noch bevor man sich so richtig ausgesprochen hatte, drängte die vorgerückte Stunde schon wieder zur Versammlung im Plenum. Hier faßte Frau Klein-Mosch die ersten Arbeitsergebnisse zusammen.

In der zweiten Arbeitseinheit am Nachmittag wurden durch die Referentin Listen an die Arbeitsgruppen ausgegeben mit der Aufgabe, die darin enthaltenen Werte, wie zum Beispiel Ehrlichkeit, Freiheit, Tapferkeit uam., wiederum in Arbeitsgruppen zu bewerten und in eine Rangfolge zu bringen. Frau Klein-Mosch faßte abschließend die Arbeitsergebnisse des ersten Tages zusammen.

Stolz stellte J.-A. Schacherl, zu Beginn des zweiten Tages, den neuen Bundesvorsitzenden der GKS, Herrn Oberstleutnant Karl-Jürgen Klein, vor. In einem kurzen Vortrag zur Geschichte der GKS, ihrer Organisation und derzeitigen Lage unterstrich Klein besonders zwei Anliegen:

- die Übernahme persönlicher Verantwortung in der GKS und
- die Verringerung des Abstands zwischen der Basis und dem Bundesvorstand.

Er habe alle Ebenen der GKS – Kreis, Wehrbereich und Bundesvorstand – lange miterlebt und früher selbst „von denen da oben“ gesprochen. Als Bundesvorsitzender will er so viel wie möglich, den Kontakt zur Basis suchen. Zur Verwirklichung des Anliegens sei er jederzeit bereit, seinen Anteil, wann immer realisierbar, zu leisten. – Durch die Teilnahme an allen Veranstaltungen der Familienwerkwoche und der dafür notwendigen Verschiebung anderer wichtiger Termine, stellte Klein dieses eindrucksvoll unter Beweis.

Der Nachmittag dieses Tages war zur freien Verfügung gestellt worden. Die naheliegende Grenze zur tschechischen Republik lud zu einem Besuch im Nachbarland ebenso ein, wie die „Hausberge“ Arber und Osser zum Wandern, die ein oder andere Glashütte in den umliegenden Orten zu Besichtigung und/oder Einkauf.



*Goldener Oktober in Lohberg am Osser. Der Berg verbirgt sich jedoch hinter einer Nebelwand. Gruppenbild von den Teilnehmer an der Familienwerkwoche der GKS im Wehrbereich III vom 16.–20. November 1995. (Foto Schacherl)*

## „KÖRPER – SEELE – GEIST“

war das Thema des dritten Tages, von einigen wohl mit gemischten Gefühlen erwartet. Courage und engagiert führte Frau Bleifeld mit der Unterstützung ihres Mannes die Gruppe am Vormittag zu gymnastisch-körperlichen Übungen.

Den Abschluß der ersten Arbeitseinheit dieses Tages bildete die besondere Darstellung einer biblischen Erzählung über den Propheten Elias. Nach der körperlichen Anstrengung erlebten die Teilnehmer nun entspannt mit dem Ziel einer verstärkten Sinneswahrnehmung, die jeweils von einer Arbeitsgruppe akustisch dargestellten Elemente Sturm, Erdbeben, Feuer und „ein leises Säuseln“. In dieser Form hatte keiner bisher diese Geschichte des Elias kennengelernt.

Die nächste Arbeitseinheit am Nachmittag hatte zwei Höhepunkte: einen Waldspaziergang besonderer Art und den eigentümlichen Ausklang des Themas. Der Wald-Spaziergang wurde partnerweise durchgeführt. Ein Partner mußte den anderen, der die Augen durch eine Gesichtsmaske verschlossen hatte, durch den Wald führen. Dabei wählte Herr Bleifeld einen Weg querfeldein durch unebenes Gelände. So mußte der Geführte seinem Partner und dessen Weisungen voll vertrauen, um nicht über eine Wurzel oder eine andere Unebenheit zu stürzen oder auch ungewollt einen Ast ins Gesicht zu bekommen. Wie völlig anders klang auf einmal das Rufen der Vögel, das Zerschneiden eines Zweiges, die Glocken weidender Kühe und die Stimme des Partners. Ein Experiment zur verstärk-

ten Sinneswahrnehmung, das leicht wiederholt werden kann und für beide Partner neue, ungewohnte Eindrücke vermittelt.

## „WENN MEIN GLAUBE EIN BAUM WÄRE, DANN WÄRE ICH ...“

– ein Satz, gesprochen in einem verdunkelten Raum, nur beleuchtet durch Kerzen, rief viele, ungewohnte Gedanken hervor. Mit diesem Satz und einem meditativen Tanz klang die Veranstaltung aus. Sie hatte breite Zustimmung gefunden.

## Und die Kinder ? Und Pater Josef ?

Die Kinder und Jugendlichen genossen die frische Luft des Bayerischen Waldes und die Annehmlichkeiten des Hauses. Ein Fußballturnier, das Bemalen von T-Shirts und die Jugenddisco am Abend, sind nur einige Dinge eines abwechslungsreichen Begleitprogramms, das sich Frau Schacherl, unterstützt von Herrn Bleistein, für die „Kids“ hat einfallen lassen.

Pater Josef, der eigentlich die Herbstferien nicht „im Dienst“ verbringen wollte, war „der gute Geist“ der Woche. Er hatte spontan auf seinen geplanten Jahresurlaub verzichtet, nahm an allen Veranstaltungen der Werkwoche teil, eröffnete jeden Tag mit einem Morgengebet und gab der Werkwoche in der Hl. Messe am Abend des letzten Tages einen würdigen Abschluß.

Mit dem Reisesegen versehen und dem Gefühl, eine unvergeßliche Familienwerkwoche erlebt zu haben, machten sich am Freitag alle auf den weiten Heimweg.

## Dienst in den Streitkräften kein Gegensatz zum christlichen Bekenntnis

Das Patronatsfest „ST. GEREON“ des Standortes Köln am 26.10.95 wurde mit einem Festgottesdienst, den Weihbischof Dr. Klaus Dick in der gut besuchten Basilika St. Gereon zelebrierte, eröffnet.

Weihbischof Dr. Dick fand in seiner Predigt während des Gottesdienstes und in seiner Ansprache beim anschließenden Empfang in der UHG der Lüttich-Kaserne anerkennende Worte für die Soldaten in den Streitkräften im allgemeinen und unsere Militärpfarrgemeinde im besonderen. Das rege Leben in unserer Gemeinde sowie die große Aktivität der GKS in Köln wur-

den von vielen Rednern hervorgehoben. Mit großem Bedauern wurde auch auf das baldige Ausscheiden unseres Militärpfarrer Jürgen Erdmann aus der Katholischen Militärseelsorge hingewiesen.

Einen würdigen Abschluß fand das Fest mit einem Vortrag, den Pfarrer Sauerborn, Männerseelsorger des Erzbistums Köln, vor zahlreichen Gemeindemitgliedern am Abend hielt. Die These, das kommende Jahrhundert sei voraussichtlich ein religiös beherrschtes – Außenpolitik sei zum Beispiel ohne Grundkenntnisse des Islam nicht mehr möglich – war mehr als eine sehr interessante Aussage.



**Der Kölner Weihbischof Dr. Klaus Dick beim Patronatsfest des Standorts Köln.** Neben ihm v.l. der Katholischen Standortpfarrer Köln, Jürgen Erdmann, der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich III und der GKS Köln, Hauptfeldwebel Johann-A. Schacherl, der Vorsitzende des Pfarrgemeinderates Köln, Oberst a.D. Rolf Gotzmann, und der Katholische Wehrbereichsdekan III, Prälat Hermann-Josef Kusen. (Foto: Schacherl)



## GKS-KREIS BONN

## 25 Jahre GKS-Kreis Bonn

Karl-Heinz Woitzik

*Am 5. Oktober 1995 hat der GKS-Kreis Bonn seinen 25. Geburtstag im Geistlichen Zentrum im BMVg auf der Hardthöhe gefeiert. Gleichzeitig beging auch die katholische Militärkirchengemeinde Bonn ihr Silberjubiläum. Nach der Begrüßung der Festgemeinde durch den Vorsitzenden des GKS-Kreises, Oberst i.G. Bernd Englert, hielt die Festansprache Kapitän zS a.D. Norbert Maria Schütz.*

**Begrüßung**

Als wir vor der Frage standen, ob und wenn ja wie wir dieses Jubiläum begehen sollten, wurden wir uns sehr schnell einig, daß wir dieses Ereignis nicht einfach vorübergleiten lassen sollten, zählt doch der GKS-Kreis Bonn in der Einschätzung vieler zu den Gemeinschaften, die von Anfang an aktiv mitgewirkt haben und sich in die Arbeit auf Landes- und Bundesebene sowie in der Öffentlichkeit eingebracht haben. Ich freue mich darüber, daß wir heute Repräsentanten der Landes- und Bundesebene des Militärbischofsamtes und befreundeter Organisationen unter uns wissen. Mir liegt daran, daß ich an dieser Stelle allen denen, die in diesen 25 Jahren, den GKS-Kreis Bonn gestaltet, begleitet und unterstützt haben, gleich an welcher Stelle, herzlich für ihre freiwillige und ehrenamtliche Arbeit danke. Halten Sie uns weiter die Treue.

Gestatten Sie mir, daß ich heute – stellvertretend für alle – die ehemaligen Vorsitzenden besonders begrüße, die heute anwesend sein können. Herrn Oberst Bringmann, den ersten Vorsitzenden bzw.

Sprecher, der den GKS Kreis Bonn in einem fließenden Übergang aus dem Königsteiner Offizierkreis heraus gegründet und gestaltet hat.

Herrn Kapitän zur See Schütz, der dann 10 Jahre lang von 1971 bis 1981 die Bonner Gemeinschaft geprägt und zu dem gemacht hat, was sie heute noch ist. Lieber Herr Schütz, wir freuen uns sehr darüber, daß Sie nachher aus Ihrer reichen Erfahrung zu uns sprechen werden.

Auf Oberst Lutz folgten Oberst Thiele und Oberst a.D. Szélag, die in den achtziger Jahren das Steuer übernahmen und die ich herzlich begrüße.

Nach Major Vosseler erklärte sich Fregattenkapitän d.R. Woitzik bereit, das Schiff auf Kurs zu halten, bis sich wieder ein aktiver Soldat zur Verfügung stellte, den Sie in meiner Person jetzt vor sich sehen.

Wenn Sie mich fragen, was ist eigentlich die GKS, was macht sie, dann will ich diese Frage mit dem Ablauf des heutigen Tages beantworten: Gottesdienst, geistige Auseinandersetzung in Vorträgen und Gemeinschaft erleben. Wir wurzeln im Glauben, ziehen hieraus

die Kraft, für die sittliche Fundierung des Soldatenberufes in der Bundeswehr und für die Notwendigkeit der äußeren Sicherheit in der Katholischen Kirche sowie in der Öffentlichkeit einzutreten und wir pflegen die Gemeinschaft.

**Zum 25jährigen Bestehen der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) in Bonn**

Das Erbe als Auftrag für die Zukunft des Laienapostolats zu verstehen, diese Aufforderung hat Kapitän zS Norbert Maria Schütz an die Gemeinschaft Katholischer Soldaten anlässlich der Feier zum 25jährigen Bestehen des GKS-Kreises in Bonn gerichtet. Schütz, der bereits in den ersten Jahren der Bundeswehr dem Königsteiner Kreis angehört hatte, berief sich auf das Vatikanische Konzil von 1965 und das am 18. November des gleichen Jahres unterzeichnete Dekret über das Apostolat der Laien.

Seitdem folgt die GKS den Leitlinien des Dekrets über den gesellschaftlichen Auftrag des Apostolats der Laien. Der schon damals einsetzenden Entwicklung zunehmender Entfremdung von ethischer und religiöser Ordnung wollte die Gemeinschaft entgegenwirken. Sie versucht seitdem einerseits den Mitgliedern Halt zu geben, andererseits die Fähigkeit zu vermitteln, im einmütigen Zusammenwirken aller in die Öffentlichkeit hineinzuwirken.

An drei Beispielen zeichnete Schütz das Bild der Gemeinschaft in Bonn: Familie als Chance eines Lebens im Glauben, Verantwortungsbewußtsein für die Notwendigkeit der Sendung im gesellschaftli-

chen Bereich, Beten – mit Gott in Kontakt stehen.

Glauben und Feiern in der Familie und in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten zu verbinden, gelang im Haus St. Martin in Naumburg in großartiger Form, meinte Schütz. Diese Erlebnisse für den lebhaften Menschen mit Sinnen, Herz und Seele, der seine tragende Mitte in Gott hat, motivierte immer wieder zur Wiederholung.

Seit Ende der 70er Jahre bemühte sich die GKS Bonn um die Gestaltung eines neuen Verhältnisses zur jüdischen Gemeinschaft. Ein brüderliches Miteinander verband die Gemeinschaft mit der Bonner Synagogengemeinde. Weitere Themen wurden Menschenrechte/Bürgerrechtsbewegungen, die Ostpolitik des Vatikan, die Kirchlichkeit europäischer Länder, Wehrdienstverweigerung, religiöse Unterweisung.

Bei den zu Jahresbeginn terminierten Feiern des Weltfriedenstages hatte sich die GKS – Bonn von Anfang an dem gesellschaftlichen Umfeld verpflichtet gefühlt. Während im Vatikan und weltweit religiösen Feiern der Vorzug gegeben wurde, setzen die Bonner Kameraden auf die öffentlichkeitswirksame Gestaltung und Thematisierung der päpstlichen Botschaft.

Über alle 25 Jahre hinweg stellte sich die Bonner GKS als selbstverantwortliche Laienorganisation dar – unabhängig von den hauptamtlichen Strängen der Militärseelsorge. Und die GKS beweist noch heute, wie sie eigene und neue Gedanken in die innerkirchlichen Überlegungen einzubringen in der Lage ist.

Eine wirksame Betätigung des Laien als aktives Mitglied der Kirche kann nicht isoliert werden von

der Verpflichtung zur Spiritualität. Beten und Handeln begründen das Selbstverständnis des Laien in der Kirche. Die GKS pflegt und fördert das Gebet. Beten bedeutet für sie das gelebte Leben vor Gott zur Sprache zu bringen. Unter anderem geschieht dies hier im Rheinland bei der jährlichen Wallfahrt im Mai zur Rosa Mystika nach Buschhoven, wo wir als Soldaten ganz bewußt eine christusbezogene Marienverehrung pflegen, erläuterte Schütz. Und wo wird heute außerhalb kirchlicher Objekte noch gemeinsam gebetet, fragte Kapitän Schütz.

In Bonn pflegt die GKS auch jährlich die Würdi-

gung der römischen Legionäre, die ihr Leben opfer-ten als Blutzugehen frühchristlichen Glaubens – und die in der Krypta des Bonner Münsters verehrt werden. Welche regionale GKS-Gemeinschaft sonstwo kann auf soldatische Heilige vor Ort bauen.

Abschließend stellte Gründungsmitglied Schütz fest, wolle sich die Gesellschaft selbst nicht zerstören, bedarf sie einer Durchdringung mit der christlichen Botschaft. „Wir sind der Beweis und wir lassen uns durch amtskirchliche Bedenken-träger nicht irritieren, versicherte der „dienstälteste Mandatsträger“ der Gemeinschaft Katholischer Soldaten.

## WEHRBEREICH V

### Familiensonntag mit Vorstandswahl im GKS-Kreis Walldürn-Hardheim-Külsheim-Mudau/Reisenbach

Am 8. Oktober 1995 hat der o.g. GKS-Kreis im Pfarrheim von Hardheim einen Familiensonntag mit Vorstandswahl veranstaltet. Der Begrüßung der Teilnehmer durch den Vorsitzenden StFw Karl-Josef Künzig schloß sich ein Gottesdienst, zelebriert von Militärpfarrer Bohnert, an.

Nach dem Mittagessen referierte Künzig über die Neufassung der „Ziele und Wege der GKS“. Dabei verwies er auch auf die neuen Aufgaben für die GKS-Mitglieder, wie

- Hilfe für die Soldaten vor, während und nach einem Auslandseinsatz,

- Hilfe für die Angehörigen, deren Partner im Auslandseinsatz sind oder
- Hilfe für die Angehörigen bei Todesfällen in der Familie.

Bei der nachfolgenden Vorstandswahl des GKS-Kreises bestätigten die 38 Stimmberechtigten mit großer Mehrheit den Vorsitzenden StFw Künzig sowie seinen Stellvertreter Roland Grimm, im Amt. Als neuer Schriftführer wurde Franz Gebauer gewählt. Nach einem Spaziergang durch Hardheim bei strahlendem Sonnenschein klang der gelungene Familiensonntag mit Kaffee und Kuchen aus.

(K.-J. Künzig)

## WEHRBEREICH VI

### Familienwochenende des GKS-Kreises Ingolstadt

Das zweite Familienwochenende des GKS-Kreises Ingolstadt im Jahr 1995 führte uns vom 03.-05. November zum wiederholten Mal nach Aschau im Chiemgau.

Das Thema „Yoga als Element der Entspannung“ wurde durch Anna Ermler in einer von allen 50 erwachsenen Teilnehmern bewunderten Weise vermittelt. So kam es auch zeitweise vor, daß man bei den Entspannungsübungen mehr als gleichmäßige und immer lauter werdende Atemzüge vernehmen konnte. Böse Zungen behaupten, daß dies auch auf die lustigen Vorabende zurückzuführen war. Die 12 Kinder hatten gleichzeitig ein Betreuungsprogramm im Spielzimmer oder sie tobten im tiefverschneiten Garten, bzw. vergnügten sich beim Schlittenfah-

ren. Da gleichzeitig der Pfarrgemeinderat beim Katholischen Standortpfarrer Neuburg/Donau, Donauwörth und Heidenheim/Hahnenkamm im Haus tagte, feierte der dabei anwesende Pfarrer Schlicker aus dem Standort Erding mit allen am Samstag in der Hauskapelle eine Vorabendmesse. Für uns war es wieder einmal ein Wochenende der Besinnung, der Entspannung, des Kennenlernens und der Fröhlichkeit. Es ging viel zu schnell dem Ende zu und wir bereiteten uns auf die Heimreise vor. Durch den zu frühen und ununterbrochenen Schneefall von zwei Tagen wurden jedoch viele vor fast unüberwindliche Hindernisse gestellt. Glücklicherweise haben alle Teilnehmer die Heimfahrt unfallfrei überstanden. (H. Häckl)

*Zum Jahresausklang  
dankt die Redaktion  
allen Autoren  
für ihre Beiträge und  
wünscht ihnen sowie allen  
Freunden und Lesern  
des AUFTRAGs  
samt ihren Angehörigen  
ein frohes und gnadenreiches  
Christfest sowie Gottes Segen  
für das neue Jahr.*

## PERSONALIA

## 50. Todestag von Pater Rupert Mayer

Am 1. November jährte sich der 50. Todestag von Pater Rupert Mayer. Der Jesuit wurde 1987 von Papst Johannes Paul II. im Münchner Olympiastadion seliggesprochen. Sein Grab befindet sich in der Bürgersaalkirche in der Münchner Innenstadt und ist eine vielbesuchte Gebetsstätte. Pater Rupert Mayer steht bei der katholischen Bevölkerung als „15. Notthelfer“ in hohem Ansehen. In München gilt er als „Männerapostel“ und bei der katholischen Militärseelsorge als „Patron der Militärpfarrer“. Junge Jesuiten tun sich heute wegen seiner vaterländischen Gesinnung“ und seines freiwilligen Einsatzes als Militärpfarrer im Ersten Weltkrieg nicht leicht mit Rupert Mayer.

Zu seinen Lebzeiten galt der gebürtige Stuttgarter Mayer wegen seines sozialen Engagements als „Apostel der Caritas“. Früh legte er sich mit dem aufkommenden Nationalsozialismus an. Nach der Machtübernahme der Nazis wurde er bespitzelt, verhört und mehrmals inhaftiert. Mayer erhielt Predigterverbot und wurde schließlich



zum Schweigen ins oberbayerische Kloster Ettal verbannt. Solange es ihm öffentlich möglich war, predigte er gegen die NS-Lehren. Sein Motto lautete: „Ich schweige nicht.“ Nach dem Krieg kam der Pater nach München zurück und half der notleidenden Bevölkerung. Großen Widerhall fand seine Arbeit als Präses der Marianischen Männerkongregation, einer sozial tätigen Gebetsgemeinschaft. Mayer starb im Alter von 69 Jahren am Fest Allerheiligen, nachdem er während des Gottesdienstes einen Schlaganfall erlitten hatte. 1948 bei der Überführung des Sarges vom Ordensfriedhof in Pullach nach München säumten 300.000 Menschen die Straßen.

(PS nach KNA vom 26.10.95)

## Früherer Kommandant der Schweizergarde gestorben

Vatikanstadt, 2.11.95 (KNA) Der ehemalige Kommandant der Päpstlichen Schweizergarde, Franz Pfyffer von Altishofen, ist im Alter von 78 Jahren gestorben. Wie am Mittwoch im Vatikan bekannt wurde, starb er am vergangenen Freitag im schweizerischen Luzern. Von 1972 bis 1982 hatte der Oberst die rund 100 Mann starke Schutztruppe des Papstes geleitet. Pfyffer von Altishofen, dessen Familie bereits zahlreiche Kommandanten der Schweizergarde stellte, war Offizier der Schweizer Armee und Jurist, bevor er in die vatikanischen Dienste trat. In seine Amtszeit fiel das Attentat auf Papst Johannes Paul II. am 13. Mai 1981 auf dem Petersplatz. Nach Pfyffers Pensionierung übernahm 1982 Oberst Roland Buchs die Leitung der Garde.

## Helmut S. Ruppert wird Chefredakteur der KNA

Bonn, 2.11.95 (KNA) **Helmut S. Ruppert** (51), langjähriger Stellvertretender Programmleiter der Deutschen Welle in Köln, übernimmt am 1. Juli 1996 die Chefredaktion der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) in Bonn. Ruppert löst **Karl Heinz Hock** ab, der nach Überschreiten der Altersgrenze Ende Juni kommenden Jahres ausscheidet.

Ruppert, der Theologie, Geschichte, Geographie und Pädagogik studiert hat, war bereits von 1971 bis 1979 Redakteur in der Bonner KNA-Zentrale. Bei der Deutschen Welle, der er seit 1979 angehört, nahm er verschiedene leitende Funktionen wahr. Seit 1989 ist er für die öffentlichen Sendungen des deutschen Auslandsrundfunks und seit 1994 auch für Reportagesendungen und die Hörerpostsendung zuständig.

## Ehrenkreuz der Bundeswehr in Gold für Prof. Nagel

**Prof. Dr. Ernst Josef Nagel** (65), hat am 20. Oktober das Ehrenkreuz der Bundeswehr in Gold erhalten. Nagel leitete seit der Gründung im Jahr 1978 das Institut für Theologie und Frieden, das vom Katholischen Militärbischofsamt (KMBA) in Bonn getragen wird. Sein Nachfolger ist der Theologe **Dr. Heinz-Gerhard Justenhoven** (36), bisher Leiter des Referats Militärseelsorge und Öffentlichkeit im KMBA.

Der Präsident der Hamburger Bundeswehr-Universität, Gerhard Strunk, überreichte Nagel die Auszeichnung während eines Festaktes anlässlich seiner Verabschiedung. Strunk sagte, Nagel habe als Theologe und Soziologe das „friedenspolitische Denken der katholi-

schen Kirche“ stark beeinflusst. Als Professor für Katholische Theologie an der Hamburger Universität der Bundeswehr habe Nagel auch Studenten anzuziehen vermocht, die der Kirche entfremdet gewesen seien. Militärgeneralvikar Jürgen Nabbefeld nannte Nagel einen „Friedensethiker mit hohem Fachwissen“. Das Institut für Theologie und Frieden sei in Wissenschaft und Bundeswehr „etabliert und geschätzt“. Der frühere Generalvikar Ernst Niermann unterstrich, durch eine „aufgeschlossene, noble und respektvolle Art“ hätten Nagel und seine Schüler bei der Führung der Bundeswehr und in der Truppe Akzeptanz gefunden.

(PS nach KNA vom 20.10.95)

## Erzbischof Lajolo neuer Apostolischer Nuntius in Bonn

Vatikanstadt/Bonn, 07.12.95 (KNA) Erzbischof Giovanni Lajolo (60), bislang Sekretär in der vatikanischen Güterverwaltung APSA, ist von Papst Johannes Paul II. zum neuen Botschafter des Heiligen Stuhls in Deutschland ernannt worden. Dies wurde am 05.12. gleichzeitig in Bonn und im Vatikan mitgeteilt. Der Norditaliener wird Nachfolger von Nuntius Lajos Kada, den der Papst zum Vatikan-Botschafter in Madrid berufen hat. Lajolo, der als Experte für Fragen des Staatskirchenrechts gilt, war bereits von 1970 bis 1974 unter dem damaligen Nuntius Corrado Bafle als Sekretär an der Bonner Vatikan-Botschaft tätig. Anschließend war er im vatikanischen „Außenministerium“ für Mittel- und Nordeuropa und damit auch für Probleme des damals noch geteilten Deutschland zuständig. In den 60er Jahren hatte der neue Nuntius in München studiert und promoviert und in einer Münchener Pfarrei als Aushilfs-Kaplan gearbeitet.

### In München studiert

Lajolo wurde am 3. Januar 1935 in Novara in der norditalienischen Region Piemont geboren. Nach philosophischen und theologischen Studien in seiner Heimatstadt, in Irland und an der „Gregoriana“ in Rom empfing er am 29. April 1960 die Priesterweihe. Es folgte ein Studium des Kirchenrechts in München, das er 1965 mit der Promotion über die modernen Konkordate abschloß. Nach seiner Diplomaten-Ausbildung 1968/69 kam Lajolo 1970 als Attache an die Nuntiatur in Bonn, wo er dann Sekretär und Auditor (Nuntiaturrat) wurde. Für seine Verdienste um die Bundesrepublik Deutschland erhielt er 1975 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Während seiner Tätigkeit im vatikanischen „Außenministerium“ von 1974 bis 1989 gehörte Lajolo zu den engsten Mitarbeitern des Erzbischofs und späteren Kardinals Agostino Casaroli.

## Deutscher wurde Präsident des Päpstlichen Rates „Cor Unum“

Vatikanstadt, 04.12.95 (KNA) Paul Josef Cordes (61), deutscher Kurienbischof, ist zum neuen Präsidenten des Päpstlichen Rates „Cor Unum“ berufen worden. Gleichzeitig ernannte Papst Johannes Paul II. Cordes, der seit 1980 Vizepräsident des Päpstlichen Laienrates war, zum Erzbischof. „Cor Unum“ ist für die Koordinierung der kirchlichen Hilfs- und Entwicklungsinitiativen in aller Welt zuständig. Deshalb wird er auch als vatikanisches Entwicklungshilfe-Ministerium bezeichnet. Der im Erzbistum Paderborn zum Priester geweihte Cordes folgt in seinem neuen Amt dem französischen Kurienkardinal Roger Etchegaray nach.

Cordes, am 5. September 1934 in Kirchhundem/Erzdiözese Paderborn geboren, ist damit neben dem Präfekten der römischen Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, der zweite Deutsche, der eine Kurienbehörde leitet. 1961 wurde Cordes in Paderborn zum Priester geweiht. 1971 promovierte er an der Universität Mainz beim heutigen Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann, in Dogmatik. 1972 wurde er mit dem Referat für pastorale Fragen im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz betraut. Am 18. Oktober 1975 wurde der Westfale von Papst Paul VI. zum Weihbischof in Paderborn berufen und empfing am 1. Februar 1976 die Bischofsweihe. Papst Johannes Paul II. berief Cordes am 31. Januar 1980 nach Rom und übertrug ihm das Amt des Vizepräsidenten des Päpstlichen Laienrates.



### Bringmann erhält Komturkreuz des Silvesterordens

Oberst i.G. Jürgen Bringmann (58), 1992–95 Bundesvorsitzender der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) und Präsident des Apostolat Militaire International (AMI) seit 1990, ist von Papst Johannes Paul II. mit dem Komturkreuz des Silvesterordens ausgezeichnet worden. Die Ehrung wurde ihm wegen seines jahrzehntelangen, herausragenden Engagements im Laienapostolat der katholischen Militärseelsorge zuteil. Bringmann stammt aus Köln, ist verheiratet, hat Sohn und Tochter und gehört seit 1957 der Bundeswehr an. Von Anfang an gehörte er zum 1961 gegründeten Königsteiner Offizierskreis (KOK), der sich 1971 für alle katholischen Soldaten öffnete und zur Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) umbenannt wurde. 20 Jahre lang war er Geschäftsführer des KOK und der GKS. Der Orden wurde Bringmann am 10.11. im Bonifatiushaus in Fulda bei einem Empfang verliehen, den der Katholischen Militärbischof, Erzbischof Johannes Dyba, für Teilnehmer und Gäste der GKS-Akademie „Oberst Helmut Korn“ gab. (Zum Silvesterorden s.a. AUFTRAG Nr. 219/220, S. 21) (PS)



# Termine 1996

18.01.	Weltfriedenstag Bonn	21.03.	Festakt der GKS zum 25-jährigen Bestehen der GKS im Josephinum Bonn	05.-11.06.	Internat. Soldatenwallfahrt nach Lourdes
23.01.	Sitzung EA in Bonn	26.03.	Sitzung EA in Bonn	07.-08.06.	Seminar für GKS-Führungspersonal in Bensberg
26.01.	Empfang MGv für Vorst ZV und EA GKS	13.-17.03.	Seminar 3. Lebensabschnitt in Nürnberg	12.-16.06.	Seminar 3. Lebensabschnitt in Münster
30.01.	Internat. Gottesdienst zum Weltfriedenstag im Kölner Dom	II. Quartal	Sitzung SA SF u. IF in Görlitz	14.-16.06.	WB III: Arbeitskonferenz in St. Meinolf
06.02.	Gespräch GKS-BDKJ		Gespräch SA SF im Foyer der Jesuiten Bonn "Humanitäre Intervention; Gewaltfreiheit; Balkankrieg"	13.-16.07.	Deutsche Ökumenische Versammlung in Erfurt "Versöhnung suchen – Leben gewinnen"
18.02.	450. Todestag des Reformators Martin Luther (1546)	20./21.04.	Vorkonferenz 36. Woche der Begegnung	03.-16.08.	AMI-Familienfreizeit in Bitche/Frankreich
22./23.02.	WB IV: Arbeitskonferenz in Hofheim	22.-26.04.	36. Woche der Begegnung Schloß Hirschberg	10.09.	Sitzung EA in Bonn
01.03.	Sitzung IS in Bonn	04.-10.05.	Woche für das Leben 1996 "Leben bis zuletzt: Sterben als Teil des Lebens"	12.-15.09.	Katholischer Kongreß in Hildesheim
02.03.	Sitzung BV GKS in Bonn	04.06.	Sitzung EA in Bonn	22.-29.09.	Seminar für Laien aus der Militärseelsorge im Internat. Jugendbegegnungszentrum Kreisau/PL
15.-17.03.	WB V: Arbeitskonferenz in Heiligkreuztal			11.-13.10.	Sitzung BV GKS
20./21.03.	Akademie "Neue (internationale) Aufgaben der Streitkräfte" in Bonn			26.11.	Sitzung EA in Bonn

## AUTOREN UND BEITRÄGE IN DIESEM AUFTRAG

### Theodor Bolzenius

Leiter des Referats für Presse, Öffentlichkeitsarbeit und Medienfragen im Generalsekretariat des ZdK; der Beitrag ist dem vom ZdK herausgegebenen „Salzsteuer“ Nr. 2 entnommen.

### Jürgen Bringmann

Oberst i.G. im Heeresamt Köln; Referent beim Bundesvorstand der GKS und Präsident des AMI. Seit 1961 Mitglied im Königsteiner Offizierskreis (KOK) bzw. der GKS. Verfasser verschiedener GKS-Publikationen.

### Johannes Cofalka

Geburtsjahrgang 1921; studierte Sozialpädagogik; Berufsoffizier, zuletzt als Oberstleutnant im Amt für Studien und Übungen der Bundeswehr; danach 10 Jahre Tätigkeit im Caritas-Verband. Veröffentlichungen im AUFTRAG seit 1960.

### Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Inhaberin des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Dresden.

Mitglied im ZdK. Der hier wiedergegebene Vortrag wurde am 28.04.94 zum „Tag der Pastoralen Berufe“ im Bistum Osnabrück gehalten und vom bischöflichen Generalvikariat in der Schriftreihe „Kirche im Gespräch“ dokumentiert.

### Joachim G. Görlich

Magister, freier Journalist, Schwerpunkt mittel- und osteuropäische Gesellschaften. Publiziert häufig u.a. in Deutsche Tagespost und AUFTRAG.

### Ignacy Jez

Geb. 1914, emeritierter Bischof von Koszalin (Löslin/Kolberg); 1942-45 Häftling im KZ Dachau; Teilnehmer am II. Vatikanischen Konzil und Förderer der deutsch-polnischen Aussöhnung.

### Tadeusz Ploski

Hauptmann Dr. T. Ploski ist katholischer Geistlicher und Militärseelsorger im polnischen Militärordinariat in Warschau.

### Dr. Felix Raabe

Leiter der Abt. II und des Politischen Referats im Generalsekretariat des ZdK, Sekretär der Kommission 1 „Staat, Verfassung, Recht“ des ZdK. Der gemeinsam mit T. Bolzenius verfaßte Beitrag ist dem vom ZdK herausgegebenen „Salzsteuer“ Nr. 2 entnommen.

### Björn F. Schulz,

Oberleutnant, Dipl.-Pol.; Jahrgang 1967; Studium der Politikwissenschaft (Schwerpunkt Internationale Politik, Osteuropa) an der UniBw-Hamburg; stationiert in Hagenow beim PzGrenBtl 401. Veröffentlichungen u.a. in AUFTRAG Nr. 208 und 211.

### Prof. Dr. phil. Jörg Splett

Professor für Philosophie und Anthropologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen Frankfurt. Vortrag vom 01.10.1995 anlässlich der Jubiläumsveranstaltung – „Karl-Rahner-Akademie“, Köln: „50 Jahre Männerwerk – im Erzbistum Köln“.

## BUCHBESPRECHUNGEN

### **John le Carre Unser Spiel**

Roman. Aus dem Englischen von Werner Schmitz. 424 Seiten, gebunden. ISBN 3-462-02447-7. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1995.

John le Carres neuer Roman „Unser Spiel“ ist wiederum ein literarisches Leseabenteuer: Spannend und aktuell, witzig und ironisch, bewegend und scharf analysierend. Es ist die Geschichte des ehemaligen britischen Geheimdienstagenten Tim Cranmer, der im Ruhestand eigentlich nur seine Zeit mit seiner Freundin Emma, dem Weinbau und der Arbeit in seiner Kirchengemeinde in Somerset verbringen will. Dann aber taucht Larry Pettifer auf, ein Doppelagent aus der alten Zeit, den Cranmer sich mit den Russen teilte. Ihm gelingt es, Emma von seiner Idee zu überzeugen, quasi als Wiedergutmachung für seine frühere Spionage für Rußland jetzt den Freiheitskampf der Kaukasier in Inguschien, dem Nachbarland Tschetscheniens, zu unterstützen. Eines Tages verschwinden beide – und mit ihnen etliche Millionen aus der Kasse der russischen Botschaft in London.

Auch der unschuldige Cranmer gerät dabei in Verdacht. Deshalb – und aus Liebe zu Emma setzt er sich auf die Spur des Pärchens und wird dabei selbst zum Flüchtling. Seine Reise quer durch das heutige Rußland in den Kaukasus wird zu einer Reise in das eigene Ich. Er arbeitet seine Vergangenheit als Agent innerlich auf „Zu nichts bekehrt und ohne Glauben“ findet er sich in den Bergen wieder. Aber am Ende gibt es ein neues Ziel für ihn: den Kampf um die Freiheit der Inguschen aus neu gewonnener Überzeugung zu unterstützen.

Auch in seinem jüngsten Roman setzt der Altmeister der Spionage-Romane („Dame, König, As, Spion“, „Das Rußland-Haus“, „Der heimliche Gefährte“) nicht auf oberflächliche Aktion, sondern auf durchaus tiefsinnige Zeichnung der Charaktere und ihrer Gedanken. Auch die Ironie kommt dabei nicht zu kurz. So wird es le Carre auch diesmal gelingen, seine große Anhängerschaft zu fesseln – wobei er beweist, daß auch Nachdenklichkeit spannend sein kann.

(Jürgen Bringmann)

### **Daniel Lainghans (Hrsg.), Antwort auf den Mythos Drewermann**

104 Seiten, broschürt, ISBN 3-930309-02-5, Verlag Maria aktuell, Mittelbiberach.

Mehrere Autoren haben hier zu dem Problem und der Person von Dr. Eugen Drewermann geschrieben. Das Buch soll eine Hilfe sein, um das Werk Drewermanns besser beurteilen zu können. Um Dr. Eugen Drewermann ist es nur scheinbar ruhiger geworden. Immer wieder begegnet er uns in seiner stillen ruhigen Sprachdarstellung in vielen Medien, um in neuen Abhandlungen seine Kritik an der Kirche und ihren Aussagen zu äußern. In dem Buch „Antwort auf den Mythos Drewermann“ wird auch dem Nichtfachmann und Laientheologen aufgezeigt, daß das zentrale Element in Drewermanns Denkweise der Mythos ist. Das Ziel der Beiträge und ihrer Verfasser in diesem Buch ist es, diese Denkweise Drewermanns herauszuarbeiten und gegen den christlichen Schöpfungsglauben abzugrenzen. Dabei geht es dem Verfasser nicht um eine Verurteilung Drewermanns. Das Ziel ist, den Lesern als interessierten Laien zu zeigen, wie die Werke Drewermanns zu verstehen sind. Das Buch ist für alle die sicherlich eine große Hilfe, die zwar spüren, aber schlecht erkennen und beweisen können, daß die Vorwürfe Drewermanns gegen die Kirche nicht wahr sind und daß die Medienberichterstatte voreingenommen ihn immer wieder als „Waffe“ gegen die Kirche benutzen.

(Willy Trost)

### **Hermann Schöppl von Sonnenwalden Die Kriegsführung der Eskimo und der Aleuten**

64 Seiten mit einigen Abbildungen, ISBN 3-924 696-30-6, Verlag für Amerikanistik, Wyk auf Föhr.

Der Autor führt kurz in die Vorgeschichte der Eskimos und Aleuten ein. So weit man heute belegen kann, begann diese vor 8000–6000 Jahren. Damals betraten die Eskimos über die Beringstraße als letzte Gruppe asiatischer Einwanderer den amerikanischen Kontinent.

Zwischen 3000 und 2000 v. Chr. drangen dann einzelne Gruppen durch den nordamerikanischen

Raum bis Grönland vor. Die Aleuten sonderten sich von ihren Stammesgenossen ab und führten auf den Inseln ein eigenes Leben. Aber erst ab 1000 v. Chr. kann man von einer eigenen Eskimokultur sprechen.

Zur Zeit erster Kontaktaufnahme mit Weißen, soll es um 93.000 Eskimo gegeben haben. Aber die Weißen brachten Alkohol, Krankheiten und Gewalttaten. So sank die Einwohnerschaft ständig. Die Bevölkerung erholte sich erst nach Ende der russischen Herrschaft über Alaska im Jahre 1867. Nach den Erkenntnissen des Verfassers liegt die materielle Kultur weit über dem Stand von Primitivstämmen, auch der benachbarten Indianer. Sozialgesellschaftlich sind sie jedoch – durch die Weite des arktischen und subarktischen Lebensraumes und durch mangelnde Kontakte mit Nachbarn – hinter anderen Völkern zurückgeblieben.

Mit einer Legende besonderer Art räumt der Autor auf: Gelten die Eskimos doch allgemein als zutiefst friedfertig und dem Krieg abgeneigt. Die Forschung hat ergeben, daß diese Bewohner des hohen Nordens weder defensiver noch friedlicher waren.

Durch die Eskimo-Geschichte zieht sich wie ein roter Faden eine Fülle von heftigen Auseinandersetzungen mit Normannen, Russen, Engländern und benachbarten Indianern. Wenn sie angegriffen wurden, wehrten sie sich mit Energie und Ausdauer. Teilweise prägten Grausamkeit und Hinterlist die Kämpfe.

Allerdings wurden alle Streitigkeiten von kleinen Kriegerscharen ausgetragen und Strategie und Taktik standen auf der Stufe von Einzelkämpfen. Mit geringen Ausnahmen waren auch keine große Planungen für Kriege zu erkennen.

Aber nicht nur Verteidiger stellten diese Völker, sondern auch Angreifer. In Grönland waren die Eskimo stets die Angreifer und trugen so maßgeblich dazu bei, die Normannenherrschaft zu beenden.

Diese Schrift ist hochinteressant, gut zu lesen und gibt einen Einblick in das Konfliktverhalten von Völkern, die z.Zt. noch am Rande unser immer mehr zusammenwachsenden Welt leben.

(Helmut Fettweis)





### Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

### Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen des GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.



### Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint bis zu neunmal jährlich. Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) Redaktion: Klaus Brandt, Oberstleutnant a.D., verantwortlicher Redakteur; Paul Schulz, Oberstleutnant a.D., Redakteur, Satz und Layout; Helmut Fettweis, Oberst a.D., Redakteur. Zuschriften: Klaus Brandt, PF 30 03 03, 51413 Bergisch-Gladbach, Fax: 02204-23005. Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreichbar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten. Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn-Buschdorf. Überweisungen auf: Konto-Nr. 2532786 BLZ 380 400 07 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee: Katholische Soldatenseelsorge – Anstalt des öffentlichen Rechts – Vermerk: "Spendenkonto der GKS". Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- an den ausliefernden Köllen Verlag.